

ISSN 0259-7446

€ 4,40

medien & zeit

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

**Thema:
Audiovisuelles Gedächtnis**

**„Schatzgräber“ vom
Küniglberg**

**Medienarchive im
digitalen Umfeld**

**Fernseharchive im
europäischen Vergleich**

**Mediathek:
audiovisueller Spiegel**

**Zur Glaubwürdigkeit
elektronischer Medien**

3/2005

Jahrgang 20

medien & zeit

Inhalt

Die „Schatzgräber“ vom Küniglberg Anmerkungen zur Geschichte der größten audiovisuellen Sammlung Österreichs im ORF	4
Peter Dusek	
Medienarchive im digitalen Umfeld	12
Herbert Hayduck	
Verborgene Schätze? Fernseharchive und ihre Zugänglichkeit im europäischen Vergleich	17
Alexander Hecht	
Audiovisuelles Gedächtnis – audiovisuelles Spiegelbild	22
Rainer Hubert	
Flüchtig aber authentisch – Zur Glaubwürdigkeit elektronischer Medien in ihrer Anfangszeit Eine Spurensuche zwischen Röhrenradio und Schwarz-Weiß-Fernseher	25
Jo Adlbrecht	
Rezensionen	44

Impressum

Medieninhaber.

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442
<http://muz.pub.univie.ac.at>
WAP: <http://muz.pub.univie.ac.at/wap/>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Vorstand des AHK:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann),
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),
Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer),
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer-Stv.),
Mag. Claudia Spitznagel (Schriftführerin),
Christian Schwarzenegger (Schriftführer-Stv.),
Mag. Wolfgang Monschein (Kassier),
Marion Linger (Kassier-Stv.)

Redaktion:

Gaby Falböck, Bernd Semrad

Lektorat und Layout:

Gaby Falböck, Bernd Semrad

Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck (gabriele.falboeck@univie.ac.at)

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Markus Behmer (München),
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): € 4,40
Doppelheft (exkl. Versand): € 8,80

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 16,—
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 21,80

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 11,60
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 17,40

Bestellung an:

Medien & Zeit, A-1180 Wien, Postfach 442
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Editorial

Eine „neue Sicht“ auf die Geschichte der Zweiten Republik, aufbereitet für eine „neue Generation“, versprach Hugo Portisch für seine vierteilige Dokumentation „Die Zweite Republik – eine unglaubliche Geschichte“. Der Rückgriff auf historisches Filmmaterial, das schon in „Österreich II“ verwendet wurde, war dabei unerlässlich. Man könne ja „die Russen nicht noch einmal einmarschieren lassen“.

Damit thematisiert Hugo Portisch indirekt auch ein Dilemma heutiger wie künftiger (Forscher-)Generationen: Wird man in Zukunft sehr wohl darauf angewiesen sein, etwa zeitgeschichtliche Ereignisse wie den Einmarsch der Roten Armee nachzustellen, weil Teile des audiovisuellen Gedächtnisses verloren gehen bzw. gar nicht erst nachhaltig gesichert wurden?

Die Brisanz dieses Themas wurde im Rahmen der diesjährigen Tagung der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der DGPK in Kooperation mit dem Studienkreis Rundfunk und Geschichte im Deutschen Rundfunkarchiv (DRA) in Wiesbaden diskutiert. Während etwa in Deutschland bereits Mediathekenverbünde geschaffen wurden, die Deutsche Bibliothek nunmehr daran geht, Strategien zur Speicherung von Web-Inhalten zu entwickeln und auch verwertungsrechtliche Fragen ausgiebig diskutiert werden, finden Anstöße zu dieser Auseinandersetzung hierzulande wenig Resonanz. Vor dem Hintergrund ambitionierter Digitalisierungs- und Mediatheken-Projekte stellen sich für die Wissenschaft u.a. folgende Fragen:

- Was muss das audiovisuelle Gedächtnis einer Nation, einer Gesellschaft erfassen? Wer sollte die Verantwortung für die langfristige Bewahrung audiovisuellen Gehalts tragen, was spricht für und wider ein „staatliches Gedächtnis“? Kann es in Zukunft gar eine Nationalbibliothek für Bild und Ton geben?
Und nicht zuletzt: Wie kann die freie Zugänglichkeit für Forschung und Öffentlichkeit erreicht werden?
- Technische Aspekte: Ist die Datensicherheit gewährleistet? Was droht wenn die Lesbarkeit von Archivbeständen nicht garantiert werden kann – Stichwort Datenmigration?

- Archivwürdigkeit: Welche Programme bzw. Inhalte werden aufbewahrt – und von wem? Gibt es eine historische Deutungsmacht der Archivare? Welchen Stellenwert haben private TV-Anbieter? Liefern diese neue Perspektiven?
- Inhaltliche Aspekte: Was wird gesichert? Wer wählt aus? Was geht verloren?

Das vorliegende Heft versammelt Beiträge aus der Sicht der Archivpraxis. Peter Dusek nähert sich oben genannten Fragen aus der Sicht „seines“ Archivs, der größten audiovisuellen Sammlung des Landes an, und beschreibt die Verantwortung und Probleme eines Gedächtnisspeichers, der erst im Zuge seines Bestehens von einem reinen Zulieferer von wiederverwertbaren Programmfragmenten zu einer Institution der Kulturbewahrung wurde. Herbert Hayduck, ebenfalls im ORF-Archiv leitend tätig, fokussiert auf das Prozessuale, den Status der Digitalisierung der Archivbestände. Alexander Hecht begibt sich hernach auf die Suche nach „Veborgenen Schätzen“ in ausgewählten europäischen Rundfunkarchiven und vergleicht deren rechtliche Verfasstheit und die daraus abzuleitende Zugänglichkeit. Hinter Hecht dokumentiert Rainer Hubert die Stellung der „Österreichischen Mediathek“ zu diesen Fragen.

Jo Adlbrecht gibt mit seinem abrundenden Beitrag Einblick in die Rezeptionsgeschichte des frühen Radios bzw. Fernsehens und lässt sich gleichermaßen als eine rückwärts verstandene Quellenkunde lesen – wo die Relevanz von audiovisuellen Inhalten zunehmend die Erinnerung an vergangene Epochen bestimmt und bestimmen wird, stellt sich auch die Frage wie es um die Glaubwürdigkeit der Archivmaterialien bestellt ist.

Es kann in diesem Heft nur ein schmales Segment aus dem Angebot der audiovisuellen Sammelstellen zu Wort gebeten werden. Der hier eröffnete Problemhorizont wird aber die Wissenschaft und damit natürlich auch medien&zeit weiter beschäftigen.

FRITZ HAUSJELL

Die „Schatzgräber“ vom Königlberg

Anmerkungen zur Geschichte der größten audiovisuellen Sammlung Österreichs im ORF

Peter Dusek

Mitunter kommt man sich als Leiter des ORF-Fernseharchivs wie ein „Schatzgräber“ vor – etwa wenn Hugo Portisch bei seiner „Unglaublichen Geschichte“ auf Material zurückgreifen kann, das seit 60 Jahren nicht mehr öffentlich gezeigt wurde, oder wenn Eliette von Karajan bei einem Besuch im Fernseharchiv Aufnahmen aus ihrer Ehe mit Herbert von Karajan findet, die auch sie bereits völlig vergessen hat. Auch bei Sendungen wie „Wiesner fragt“, „Sendung ohne Namen“ oder bei der Austropop-Show bzw. bei Helmut Zilks Sendereihe „Lebenskünstler“ verblüffen die Archiv-Mitarbeiter immer wieder durch Bewegtbilder, die als verschollen galten bzw. an deren Existenz sich nicht einmal die Gestalter von einst erinnern konnten. Neben dem vielen Lob bekommt das Fernseharchiv im ORF-Zentrum am Königlberg aber mitunter auch starke Kritik vorgetragen. Die Archivare im ORF-Zentrum verhielten sich wie einst der Fafner in der Nibelungensage, der einen riesigen Schatz hütet, aber alle Interessenten verschreckt. Leider ist die Problematik des öffentlichen Zugangs zum größten Medienarchiv des Landes wirklich sehr kompliziert. Da gibt es jede Menge Rechtsschranken: Urheberrecht, Leistungsschutzrecht oder Persönlichkeitsrecht. Sie verhindern den freien Zugang. Darüber hinaus rächen sich die Versäumnisse von Jahrzehnten. Denn obwohl das ORF-Fernseharchiv seit 18 Jahren zu den modernsten Institutionen seiner Art weltweit gehört, waren die Zustände zuvor alles andere als rosig: Geldmangel und zu wenig qualifizierte Mitarbeiter, dazu eine ständig anwachsende Materialsammlung. Das alles ließ das Fernseharchiv zu einem Ort werden, der an Dante's „Platz der verlorenen Seelen“ erinnerte. Wer also die Benützungshindernisse von heute verstehen will, muss sich mit der Geschichte einer Institution beschäftigen, an die vor 50 Jahren bei der Geburt des Fernsehens überhaupt noch niemand dachte.

1. Das vergessene Archiv

Ein Sprichwort sagt: „Aller Anfang ist schwer“ und bei den meisten Fernseharchiven war es so,

dass sie einfach vergessen wurden. Man begann das Fernsehen zuerst unter Ausschluss fast jeder Öffentlichkeit und ohne Archiv. Allerdings muss auch eingeräumt werden, dass die Anfänge des Fernsehens – an sich improvisiert – exponiert entweder live und ohne Aufzeichnungsmöglichkeit stattfanden oder im Abspulen von Filmen bestand, und die stapelte man zunächst auf Gängen in Kellern und im frühen ORF-Fernsehen sogar in einem Turnsaal. Man befand sich nämlich im Gebäude einer ehemaligen Volksschule. Erst im Laufe der ersten Jahre stellte sich heraus, dass man auf die Filme hie und da zurückgreifen musste: bei Nachrufen etwa oder beim Jahresrückblick bei Illustrationen von Prominenten etc. So entstand ein erstes kleines Fernseharchiv. Die Mitarbeiter waren weder gelernte Archivare oder Historiker noch Zeitungswissenschaftler, sondern sie bestanden aus jenen geradezu vom Zufallsgenerator ausgewählten Prinzip innovativer Medienpioniere, die sich mit neuen Aufgaben so gut es eben ging herum schlugen. Aus dem April 1961 ist das erste Dokument über ein kleines und bescheidenes ORF-Fernseharchiv überliefert. In der vorhin erwähnten (Volksschule) Singrienergasse nahe Schönbrunn gab es im zweiten Stock ein Arbeitszimmer für fünf Damen und Herren inklusive Cutterin. In demselben Zimmer befanden sich Stellagen mit ca. 1000 Aluminiumkassetten für Filme. Weiters wird erwähnt: „Am Gang zum Archiv befinden sich Filme die teils in Stellagen aber auch aufgestapelt sind. Ca. 1000 Filme“. Weiters wird dann vermerkt, dass die Karteistelle mit weiteren zwei Mitarbeitern in der Dachkammer untergebracht war und dass in einem Karteikasten 40.000 Kärtchen für den Gebrauch zur Verfügung standen. Die Anschaffung eines weiteren Kastens wurde empfohlen. Weiters gab es noch eine kleine Kammer im 3. Stock mit sämtlichen Spielfilmen, Kultur- und Fernsehaufzeichnungen, die im Archiv bzw. am Gang keinen Platz hatten, insgesamt ca. 800 Stück. Weitere Orte für Arbeitsbänder, Ton und Film waren die Gänge im 1. und 2. Stock, der Keller sowie der Turnsaal.

Zu diesem Zeitpunkt war das ORF Fernsehen immerhin bereits sechs Jahre alt. Und wenn aus

einer älteren Sendung ein Stück verwendet wurde, dann suchte man sich dies am Schneidetisch im Archiv heraus, zerschnitt das Original und verpflanzte den meist stark verstümmelten Ausschnitt ohne jeden Vermerk in einen neuen „Trägerkörper“. In diesem Stil ging es noch Jahrzehnte weiter, wobei die drastische Zunahme der Materialmengen zu einem ständigen Wachstum an Mitarbeitern führte, die aber nicht genügten, um eine wirkliche Erschließung vorzunehmen.

Als das Fernsehen ins ORF-Zentrum übersiedelte, hatte man einen großen Raum für das Archiv eingeplant. Als man jedoch draufkam, dass eine Prominenten-Garage fehlte, wechselte man im letzten Moment die Pläne und siedelte das Fernseharchiv im 1. Stock des ORF-Zentrums an, wo die Zahl der Magnetaufzeichnungen, die es im ORF seit 1963 gab, so stark anwuchs, dass man die Ausweichbaracke in Wien-Liesing weiterhin erhalten musste. Die Geschichte des ORF-Fernseharchivs ist im Grunde ein klassisches Beispiel dafür, wie man neue Chancen verkennen kann.

Weder das Fernsehen selbst und schon gar nicht die Geisteswissenschaften dachten an mehr als das was unbedingt notwendig war. Man löschte und löschte, schnitt nicht einmal eine einzige „Zeit im Bild“ mit, sondern bewahrte nur die Bilder meist ohne Ton auf; man hortete Sport – aber eine „Sportstammtisch“-Diskussion ohne Ton ist sinnlos. Kurz und gut: Das ORF-Fernseharchiv war das ungeliebte Kind des großen Bruders – man rechnete nur die Raum- und Personalkosten vor und dachte weder an die spätere Nutzung noch an die wissenschaftliche Aussagekraft eines neuen Mediums. Die Mitarbeiter-Rekrutierung ging nach dem Motto vor sich: „Wenn du nicht spurst, kommst du ins Archiv“. Die Bezahlung war dementsprechend unter dem Sekretärinnen-Niveau – irgendwo zwischen Putzfrauen und Lagerarbeitern.

Aber was tat die Wissenschaft? Sie verschlief die neuen Medien damals weitgehend. Das jetzige Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hieß noch lange Institut für Zeitungswissenschaft und hatte als besonderen Schwerpunkt die Aufarbeitung der Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts zum Thema. Eine Dissertation über die Aktivitäten Hugo von Hoffmannsthal für die Propaganda-Abteilung des Kriegsministeriums war schon fast eine zeitgeschichtliche Arbeit. Und in der Geschichtsfor-

schung – wo man die Archivare ausbildete – konzentrierte man sich auf Kaiser- und Papsturkunden und war stolz, wie zügig die Aufarbeitung der Diplome Friedrich Barbarossas vor sich ging.

Die Einzigen, die sich früh um den Film kümmerten, waren die Theaterwissenschaftler. Hier hatte der Gründer und Vorkämpfer einer ganzen Zunft, Joseph Gregor, sehr früh für die Archivierung des Films gekämpft.¹ Aber für die Theaterwissenschaftler ging es fast ausschließlich um den Spielfilm, sozusagen um das auf Zelluloid gebannte Theaterereignis, selten um Wochenschauen oder das, was das Fernsehen auszeichnet: eine ganze Palette von neuen Formaten des „Infotainment“.

Meines Erachtens war das Fehlen jedes Methoden-Bewusstseins in der Geisteswissenschaft eine der Ursachen für die Zustände in den ersten Jahrzehnten des ORF-Fernseharchivs. Erst Anfang der 80er-Jahre kam es zu einer kopernikanischen Wende.

2. Die Gründung des Historischen Archivs

Im Grunde beginnt die Geschichte des modernen Fernseharchivs vor einem Vierteljahrhundert. Damals gab es jede Menge Aktivitäten im Zusammenhang mit dem Jubiläum „25 Jahre Staatsvertrag“. Eine davon war die Initiative „Medienkoffer zur österreichischen Zeitgeschichte“, die eine Aufarbeitung der Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert zum Inhalt haben sollte. In dem Herausgeberteam war ich neben Gerhard Jagschitz, Erika Weinzierl, Anton Pelinka und Herbert Steiner der „Mann im ORF“, der sich mit der Beschaffung entsprechender Materialien für eine Schallplatte bzw. eine Video-Edition herumschlagen musste. Und da hatte ich mein Damaskus-Erlebnis. Ich war während meiner Ausbildung zum Historiker und Germanisten auch in dem Archivkurs des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung geraten, weil man mir eine Assistentenstelle in der Freien Universität Berlin in Aussicht stellte. Als sich dieser Plan zerschlug, wollte ich alles werden – nur nicht Archivar. Und so wurde ich Bildungsjournalist im Radio und musste schon dort entdecken, dass die audiovisuelle Überlieferung in Österreich in jeder Hinsicht im Argen lag. Aber bei der Materialsuche für „Zeitgeschichte im Aufriss“ erlebte ich Unglaubliches. Da gab es eine Filmrolle zum

¹ Vgl. Peter Dusek: *Joseph Gregor. Ein Bibliothekar als Librettist, oder: ein österreichischer Kulturbeamter auf den*

Spuren Grillparzers. In: Peter Csobádi u.a. (Hrsg.): *Das Fragment im (Musik-)Theater*. Salzburg 2005, S. 574-584.

Thema Zeitgeschichte von nicht ganz einer Stunde und dort gab es Aufnahmen von der Ausrufung der Republik, dem Bürgerkrieg des Jahres 1934 oder Hitler am Heldenplatz. Alle diese Bilder hatte man schon Dutzende Male gesehen und das war's! Koordinator der „Medienkoffer“-Programme war übrigens Hugo Portisch und er konzipierte – gemeinsam mit Gerd Bacher – jenes große Zeitgeschichte-Projekt, das mit seinem Namen ident wurde: „Österreich II“ – die 24-teilige Geschichte der 2. Republik, die später durch eine zehnteilige Serie über die 1. Republik noch ergänzt wurde. Als mich Portisch zur Mitarbeit an „Österreich II“ einlud, wurde aus dem Archiv-Saulus ein Fernseharchiv-Paulus.

Damit schlug die Geburtsstunde des Historischen Archivs, was anfangs sehr viel Arbeit bedeutete, aber auch rasch von Erfolg gekrönt war. Eine kleine Schar von Historikern begann eine Aufholjagd, die vor allem dadurch Nachhaltigkeit sicherte, weil erstmals Computer großflächig eingesetzt werden konnten. Die Mitarbeiter der ersten Stunde, Herbert Hayduck und Andreas Kafka, sind heute meine Stellvertreter und geben sozusagen den Prototyp der Mitarbeiterausbildung ab: wissenschaftliche Systematik, journalistische Kenntnis und technologisches bzw. juristisches Zusatzwissen. Dies ist das Dreisäulenmodell meiner Mitarbeiter, die heute schon die 100-Personen-Grenze markieren. Das Historische Archiv bewies durch innovatives Service, durch die Schnelligkeit des Computers und die Vielfalt seiner Aufgaben, wie überfällig das Einbringen von Qualität im Bereich des audiovisuellen Medienarchivs war.²

3. Die Reform des Fernseharchivs

Der Ausbau des Historischen Archivs des ORF, das mit einem halben Dutzend Mitarbeitern begann und zuletzt ca. 20 Mitarbeiter umfasste, ging in den Jahren 1982-1987 vonstatten. Erst dann bekam ich die mehr als schwierige Aufgabe, das riesige Fernseharchiv des ORF mit insgesamt 40 MitarbeiterInnen nicht nur zu übernehmen und dem Historischen Archiv zu integrieren, sondern auch zu modernisieren. Hier gab es jede Menge Handlungsbedarf: Computerprogramme lösten alte Karteikärtchen ab, der Begriff Original, Duplikat und Ansichtsformat wurde erst ein-

geführt; ein Musterbuch für die Beschreibung der Inhalte musste erst erstellt werden. Und gleichzeitig ging der Anspruch weiter: Moderne Archivar müssen nicht nur fachlich hoch qualifiziert sein, sondern auch journalistische Kenntnisse haben. Eine exemplarische Fingerübung in diesem Sinne war die Rekonstruktion alter Nachrichtenendungen, die man mit den pensionierten ehemaligen GestalterInnen neu aufnehmen, kürzen und bearbeiten musste. Dieses „ZiB da capo“ oder „Werbung einst und jetzt“ waren gelungene Beispiele für neue Formate, die vom ORF immer öfter entwickelt werden. Heute gestaltet das ORF-Archiv etwa die Serie „Zeitenblicke“.

Die schwierigste Aufgabe war neben der Integration der Mitarbeiter der Kampf um Budgetmittel³, neue Berufsbilder und internationale Vernetzung. Noch immer sind nicht alle Altbestände Computer-erfasst; der ständige Formatwechsel in den Aufzeichnungsformaten zwingt zu ständigen Großaktionen (vgl. den Beitrag von Herbert Hayduck in diesem Heft). Insgesamt finden sich Hunderttausende Videokassetten und Hunderttausende Filmrollen im ORF-Fernseharchiv.

4. Zugänglichkeit für Schule und Wissenschaft

Neben all den Problemen die auftreten, wenn man aus einem der ältesten Fernseharchive der Welt eines der modernsten machen will, ist die zunehmende Nachfrage nach Benutzungsmöglichkeiten für eine breite Öffentlichkeit. Zunächst eine Klarstellung: Nach Definition der klassischen Archivlehre sind wir gar kein „Archiv“ sondern eine Registratur. Ein Beispiel dazu: Die Registratur des Justizministeriums verwaltet etwa Scheidungsakten so lange sie aktuell ergänzt und verändert werden. Ist das Verfahren abgeschlossen und eine gewisse Wartefrist verstrichen, dann werden die Akten der Wissenschaft übergeben, die eine Reduktion vornimmt (Skartierung) und diese Dokumente dann ins Staatsarchiv übermittelt. Der ORF verwendet seine Archivalien in erster Linie für die Herstellung von eigenen Sendungen und verwaltet auch Basismaterial, das nie gesendet wurde und kann deshalb seine Datenbank nicht jedermann zugänglich machen, weil sie unter das Thema „Redaktionsgeheimnis“ fällt.

² Peter Dusek: *Das Historische Archiv des ORF als Plattform zu Wissenschaft und Schule*. In: *Zeitgeschichte*, Jg. 12 (1984), H. 3, S. 100-112.

³ vgl. Peter Dusek: *Erschließung und Auswertung im OF-*

Fernseharchiv im Spannungsfeld von Wirtschaftlichkeit und kulturhistorischer Relevanz. In: *Der Archivar*, Jg. 47 (Februar 1994), S. 62-64.

Laut geltendem ORF-Gesetz sind wir übrigens noch immer nicht verpflichtet, unsere Mitschnitte länger als drei Monate zu archivieren (für den politischen Streitfall) und über die Zugänglichkeit nach außen schweigt sich das ORF-Gesetz überhaupt vollständig aus. In einigen europäischen Staaten gibt es echte Medienarchive. Etwa in Frankreich, Holland oder Schweden werden die Sendungen von Radio und Fernsehen nach der Ausstrahlung an ein öffentlich eingerichtetes zentrales Medienarchiv übermittelt und sind dort für kommerzielle Kunden ebenso einsichtig wie für Schüler oder Studenten. (Vgl. dazu den Beitrag von Alexander Hecht in diesem Heft). Nach geltender ORF-Archivordnung sind wir nur für Diplomarbeiten aufwärts öffentlich zugänglich, sofern das Thema die Nutzung überhaupt sinnvoll macht. Dafür muss beim Administrator der beiden Fernsehdirektoren, derzeit (September 2005) Mag. Oswin Kozissnik, eine Genehmigung eingeholt werden –

in deren Kompetenzbereich fällt das Fernseharchiv. Weder die Raum- noch die Personalkapazitäten des Fernseharchivs ermöglichen eine breitere Öffnung. Dennoch ist uns klar, dass der Druck der Öffentlichkeit auf Zugänglichkeit unserer Bestände immer größer wird. Immerhin haben wir seit der großen Archivreform des Jahres 1988 etwa die Sendeleitungs-Mitschnitte aufbewahrt, die wir laut Gesetz nur drei Monate behalten müssen. Leider droht hier ein anderes Problem, das für Medienarchive besonders gilt: Die Haltbarkeit dieser Sendeleitungs-Mitschnitte ist sehr begrenzt und ein Teil der Mitschnitte beginnt schon – wie es in der Fachsprache heißt – „abzuschmieren“, d.h. das Abspielen der Videokassetten ist zeitweise von akustischen und optischen Störungen begleitet. Gegenwärtig findet im ORF eine große Ablöse an Formaten statt und in Zukunft werden nicht VHS-Mitschnitte archiviert, sondern DVDs. Leider kann niemand prognostizieren, wie es um die Haltbarkeit dieser in ihrer Struktur den CDs ähnlichen Trägermedien bestellt ist. Der Zeitpunkt ist nahe, wo eine Entscheidung zu treffen sein wird, ob dieses Arsenal an Sendeleitungs-Mitschnitten auf DVD umkopiert werden soll oder nicht. Dies betrifft einige Tausend Kassetten, wobei auch die Kostenfrage nicht unerheblich ist. Neben den Sendeleitungs-Mitschnitten hat das Archiv auch noch eine andere Aktion gestartet, die für die Forschung eines Tages wichtig werden dürfte. Ein- bis zweimal im Jahr wird eine ganze Woche lang das

**Dennoch ist uns klar,
dass der Druck der Öffentlichkeit auf Zugänglichkeit unserer Bestände immer größer wird.**

„gesamte Design“ der ORF-Sendungen mitgeschnitten. Konkret werden auch die Werbeblöcke, die Ansagen und die Promotion archiviert. Leider gibt es diese exemplarischen Mitschnitte nach dem Zufallsprinzip kaum für die Zeit vor der großen Reform. Aber immerhin tauchen auch aus der Frühzeit immer wieder wertvolle Einzelfunde auf, die unbeabsichtigt waren. Da finden sich etwa noch Reste von „Zeit im Bild“-Sendungen, weil der Techniker nach dem Fußball-Match nicht auf die Stopp-Taste gedrückt hatte. Ein anderes Beispiel: Das erste Fernseh-Totalereignis, die Mondlandung, führte zum ersten Rund-um-die-Uhr-Fernsehen. Weltweit wurde dieses Programm gelöscht, nur die

Minuten der Mondlandung selbst sind in unserem Archiv erhalten. Doch nun ist eine ganze Stunde der damaligen Kommentare – von Hugo Portisch und Peter

Nidetzky – aufgetaucht. Der Grund: Bei einer Schi-Übertragung fiel eine Stunde lang das Programm aus, das man über die Mondlandung drüberkopieren wollte. Vielleicht hat aber auch der Techniker nicht ordentlich auf den Aufnahmeknopf gedrückt? Neu für das Historische Archiv war auch eine Sende-Vorschaureihe aus den Jahren 1958/59, wo viele frühe Fernsehstars für eine ausführliche Programmorschau extra ins Studio kamen. Fernsehgeschichte betreiben erinnert also tatsächlich an Medien-Archäologie.

5. Der Deutsche Studienkreis für Rundfunk und Geschichte und seine Österreich-Sektion

In der Bundesrepublik Deutschland wurde der Dialog zwischen Forschung und audiovisuellen Medien viel früher eingeleitet. Seit den 80er Jahren existiert der Studienkreis für Rundfunk und Geschichte, der sich von Anfang an auch mit Österreich und der Schweiz beschäftigte. Dort lernen sich Theoretiker und Praktiker, Rundfunk- und Fernsehleute bzw. Wissenschaftler nicht nur kennen, sondern geben die Richtlinien für wissenschaftliche Arbeiten. Gemeinsam mit Fritz Hausjell und Wolfgang Duchkowitsch leitete ich die Österreich-Sektion dieses deutschen Studienkreises. Seit 1997 findet jährlich Ende November ein zweitägiges Symposium im ORF-Zentrum statt, bei dem sich die ehemaligen Mitarbeiter des ORF, Vertreter der Medienforschung

sowie Studenten treffen. Dieser Studienkreis hat schon viele Arbeiten initiiert, die geholfen haben, weiße Flecken aus der Geschichte des ORF zu tilgen. Die wichtigste Methode ist dabei der Kontakt zu den ehemaligen Mitarbeitern selbst, die oft zuhause wichtige kleine Archive über ihre berufliche Tätigkeit aufgebaut haben, ja die sich manchmal auch die besten Sendungen aufgehoben haben bzw. Fotoalben zur Verfügung stellen können. Sie geben auch über die Beweggründe Bescheid, die zur Konzeption verschiedenster Sendungen geführt hatten.

In punkto Benützung der ORF-Überlieferung gilt allerdings eine Hauptregel: Das Material muss bereits gesichert sein, denn nur Duplikate oder Ansichtsmaterialien können für die Forschung genutzt werden. Wäre es anders, kämen ja jene Originale zu Schaden, die uns aus der Frühzeit des Fernsehens ohnedies nur in einer sehr fragmentarischen Form überliefert sind. Und das ist auch ein Wermutstropfen für den Studienkreis. Wer Material kopiert haben will, muss mit relativ hohen Kosten rechnen. Der Techniker, der von den Sendeoriginalen eine Kopie zieht, verursacht relativ hohe Kosten. Dennoch bestünde bei vielen Forschungsprojekten die Möglichkeit, einen Sponsor aufzutreiben. Die Beratungs- und Besichtigungskosten werden hingegen im Regelfall nicht verrechnet.

6. Medienarchive Austria (MAA) – Zusatzangebote außerhalb des ORF

Das ORF-Archiv ist im Übrigen nicht die einzige Stelle, über die man Zugang zu unseren Beständen findet. In so mancher Landes-Medienstelle werden die ORF-Regionalsendungen gespeichert und erschlossen. In der Österreichischen Phonthek, die ein Teil des Technischen Museums ist, werden die wichtigsten Nachrichtensendungen mitgeschnitten und für Studenten angeboten und wer sich einen Überblick über die diversen Möglichkeiten verschaffen will, sollte sich an die Arbeitsgemeinschaft audiovisueller Archive Österreichs wenden, die seit kurzem unter dem Titel MAA (Medienarchive Austria: <http://www.medienarchive.at>) firmiert.

Alle diese Initiativen finden aber mehr oder weniger im luftleeren Raum statt, denn es fehlen rechtliche Rahmenbestimmungen, etwa für die internationalen Agenturbeiträge, den Datenschutz oder das Persönlichkeitsrecht. Dies sowie viele weitere Hürden machen die Realisierung der Forderung unmöglich, dass der ORF und andere

Medienbetreiber ihre Archivtüren einfach öffnen und das gesamte Material digital zugänglich machen. Dies gilt auch im internationalen Vergleich.

7. Die internationalen Medienarchiv-Organisationen

Kaum ein anderer Berufsstand ist in der Gegenwart so großen Veränderungen ausgesetzt, wie jener der Medienarchivare. Als ich im Jahr 1988 zum Hauptabteilungsleiter des Fernseharchivs ernannt wurde, suchte ich im Ausland Vorbilder und im Vergleich zum ORF waren etwa die Medienarchive Frankreichs (INA – Institut National de l'Audiovisuel) aber auch die ARD-Anstalten (besonders jene des SWR Baden-Baden) viel weiter entwickelt. Aber für sie alle galt, dass die technologischen Herausforderungen ein ganz neues Anforderungsprofil ergaben. In jenen Institutionen, die ein hohes Archivbewusstsein früh entwickelten wie beispielsweise der BBC oder der RAI kamen Medienarchivare aus der Zunft der Bibliothekare. Als ich beim internationalen Dachverband der Fernseharchive (FIAT) im Jahr 1988 auftauchte und meine Erfahrungen vom Historischen Archiv einbrachte, wurde ich wie ein „Außerirdischer“ bestaunt. Meine Zunftgenossen schüttelten über den Anspruch auf journalistische Erfahrung samt technologischem und journalistischem Know-how nur den Kopf. Sie wollten mit diesen Dingen nichts zu tun haben. In der Zwischenzeit hat sich die Situation total geändert. Ich kam nicht nur rasch in den Vorstand der FIAT, sondern war auch vier Jahre lang Präsident. Ich bin heute noch Vize-Präsident. Und aus dem Fernsehbibliothekar von gestern ist heute im ORF-Zentrum ein „digitaler“ Dokumentar geworden, der im aktuellen Newsroom Dienst versieht und journalistisch ebenso gefordert ist wie in seinen Fachkenntnissen über Technik und Urheberrecht bzw. Persönlichkeitsschutz. Der Medienarchivar von heute beginnt seine Arbeit am Beginn des Produktionsprozesses und steuert den Löschvorgang ebenso wie er Teile der Produktionsformationen für die Archiv-Nachhaltigkeit sichert. Weltweit werden Fernseharchivare heute mit Fragen der Produktionsabläufe konfrontiert und müssen als Überlebensstrategie eine Grundkenntnis des journalistischen Handwerks haben.

Noch etwas Zweites hat sich international durchgesetzt: So wie ich beim Medienkoffer mit verschiedenen Archiven (selten) fündig geworden bin, der digitale Daten-Highway unterscheidet

zwischen Tonträgern und Bildmedien relativ wenig. Fotos werden eingezäumt und mit Tönen unterlegt; das Schlagwort lautet Konvergenz der Medien und Recherche über die engen Fachgrenzen der Trägermaterialien hinaus. Das zeigt sich auch bei einem kurzen Überblick der internationalen Dachverbände. Da gibt es neben der FIAT (Fédération Internationale des Archives de Télévision) auch die IASA (International Association of Sound and Audiovisual Archives). Das war früher die Vereinigung der Tonarchive. Seit einigen Jahren sind sie auch für Videos zuständig, weil sie sich im Sinne der Digitalisierung für einen erweiterten Quellenbegriff entschieden haben. Die dritte Institution FIAF (Fédération Internationale des Archives du Film) beschäftigt sich mit dem Film, vor allem mit dem Spielfilm. Hier hat sich am wenigsten geändert. Noch immer ist das Trägermaterial Film nicht durch Digitalisierung zu ersetzen. Die Welt der Cineasten ist auch gut organisiert und in Österreich gehören sowohl das Filmarchiv Austria (FAA) als auch das Filmmuseum zum Dachverband der FIAF. Diese öffentlich-rechtlich organisierten Institutionen haben im Regelfall von den Statuten her den Auftrag, auch für Wissenschaft und Forschung tätig zu sein. Wer also über Spielfilme oder Wochenschauen arbeiten will, ist vergleichsweise gut dran.

8. Das digitale Foto-Projekt zwischen ORF und Österreichischer Nationalbibliothek

In einem Nebensegment haben wir eine Kooperation gestartet, die meines Erachtens zukunftsweisend ist. Das Historische Archiv des ORF hat im Zusammenhang mit der Portisch-Serie „Österreich II“ auch mehr als 1,5 Millionen Fotos erworben. Der größte Teil davon (ca. 1 Million Negative) wurde nun in die Fotosammlung der Österreichischen Nationalbibliothek (NB) transferiert und dort hat man eine gemeinsame Aufarbeitung begonnen. Mehr als 10.000 Fotos aus der NB, dem ORF aber auch aus anderen Foto-Archiven sind bereits digital erschlossen, und zwar in einer Weise, die den Spagat zwischen wissenschaftlicher Zugänglichkeit und kommerzieller Nutzung ideal schafft, d.h. jeder Interessierte kann die Fotos (www.bildarchivaustria.at) dieses Projekts recherchieren und erst im zweiten Schritt kommt dann eine Trennung zwischen wissenschaftlicher Nutzung und kommerzieller Verwendung, etwa für Zeitschriften, Zeitungen oder Bücher. Hier muss die hochauflösende Ver-

sion von den kommerziellen Kunden bezahlt werden, während die Studenten und wissenschaftliche Projektmitarbeiter ihr Illustrationsmaterial sozusagen in verkleinerter Form weitgehend kostenlos benützen können.

In einem Pilot-Projekt hat sich jetzt auch die Austria Presse Agentur (APA) für das heurige Jubiläumsjahr an diesem Kooperations-Modell beteiligt und es scheint mir nur mehr eine Frage der Zeit zu sein, bis es zu einer großen Lösung zwischen APA, NB und ORF kommt. Die Voraussetzung für das Gelingen dieses digitalen Plattform-Modells ist natürlich die relativ unkomplizierte Rechtslage. Wenn man bei einem Foto den Urheber kennt und womöglich dort das Negativ nachweisen kann, dann ist es lediglich eine Vertragsfrage, ob man diesen Weg des Internet-Anbots beschreitet oder nicht. Leider gibt es in allen Sammelstellen für Fotos auch Materialberge, die nicht mehr zuordenbar sind, denn das Urheberrechts-Bewusstsein war früher viel weniger ausgeprägt als heute. So wie man früher mit den Filmoriginalen umgesprungen ist, so tat man dies auch mit Fotos und so manch berühmter Schnappschuss wurde so oft verwendet, bis der Name des Schöpfers irgendwo nicht mehr vermerkt war. Dazu kommt, dass ein Foto im Regelfall nur einen Schöpfer als Urheber hat, während eine Minute aus der Serie von Hugo Portisch oft zwei Dutzend verschiedene Rechteinhaber aufweist, die sich oft überlappend verschränken: Foto-Inserts unterlegt von Musik, dazu der Sprecher-Off-Text. Wenn für fünf Sendeminuten acht verschiedene Rechteinhaber zu kontaktieren sind, wird die Rechtklärung zur Mühsal.

9. Golden Archives

Die Komplexität des Fernsehens wird auf die Dauer nicht verhindern können, dass auch bewegte Bilder öffentlich zugänglich gemacht werden. Ich weiß nicht, wie oft ich in den letzten zehn Jahren zu diesem Thema befragt wurde, aber eines scheint mir klar zu sein: Das Prinzip der „Golden Archives“ dürfte besondere Chancen zur Verwirklichung haben. Hier wieder ein konkretes Beispiel: Am Historischen Institut der Universität Wien wurde das Projekt „Geschichte Online“ initiiert. Zunächst hat man an einen Zugang zum gesamten Fernseharchiv gedacht, aber relativ rasch davon Abstand genommen. Neben den Rechtshindernissen ist es vor allem noch die Leitungsproblematik, die Bewegtbilder immer nur in relativ kleinen Mengen anbietbar

machen. Wir haben zwar im ORF-Archiv durch die Einbindung in den digitalen Newsroom auf einen Teil unserer Bestände zumindest einen einmonatigen digitalen Sofort-Zugriff, aber dann sind wieder nur Browsing-Formate möglich und auch zu den digitalen Nachrichten gibt es eine Zugriffsbeschränkung aufgrund der Leitungsproblematik.

Doch zurück zum Projekt „Geschichte On-line“. Nach den relativ überzogenen Vorstellungen am Beginn begnügte man sich ziemlich rasch mit einem Kompromissvorschlag: Die Geschichte des 1. Mai quer durch das 20. Jahrhundert sollte dargestellt werden. Dies weist auch einen starken Aussagegewert auf, denn bei den ältesten Aufnahmen aus der Monarchie gingen die Arbeiter am 1. Mai noch ganz bürgerlich verkleidet über die Ringstraße. Erst in der 1. Republik entstand das, was es dann auch in der 2. Republik wieder gab. Während der Ständestaat auf historische Umzüge setzte und in der Nazi-Zeit der Brauch des Maibaum-Kletterns die einstigen Umzüge der Arbeiter ablöste. Selbst diese relativ kleine Materialsammlung machte monatelange Rechtsverhandlungen notwendig, denn die ältesten Aufnahmen stammten aus Paris, die Nazi-Zeit wird von der Transit in München verwaltet und die ersten Jahrzehnte der 2. Republik sind nur via Wochenschau darstellbar, die wiederum vom Filmarchiv Austria verwaltet werden.

Inzwischen ist dieses Modell der Analyse von Bildmaterial – aufgezogen an einem guten Beispiel – längst als Methode entdeckt worden, denn die Idee der „Golden Archives“ besagt, dass nun der 1. Mai nicht nur in Österreich als Längsschnitt didaktisch aufbereitet wird, sondern dies auch in Italien, Frankreich, England, Holland, Tschechien oder Russland geschieht. Hier würden ganz andere historische Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten auftauchen. Ähnlich könnte man es mit anderen Schlüsselereignissen Europas machen – etwa das Jahr 1968. Es war das Jahr der Studentenunruhen, der Tschechien-Krise, der Beatles als Symbol der Rebellion der Jugend. Wenn man eine Stunde Summary über 1968 aus verschiedenen geographischen Regionen ins Netz stellen würde, würde eine ansehnliche Materialsammlung entstehen, die für Schulprojekte ebenso genutzt werden könnte wie für wissenschaftliche Forschung. Eine Stunde Rechtsklärung pro Land – das müsste doch wirklich finanzierbar sein! Im Jahr darauf könnte man sich über ein anderes Schlüsselereignis einigen, etwa das Jahr 1955 mit der Gründung der NATO und des Warschauer Paktes.

Relativ anspruchsvoll aber doch auch ein Beispiel für „Golden Archives“ ist ein EU-Projekt über die Anfänge des Fernsehens. Sein Abkürzungsname lautet

10. BIRTH oder die Anfänge des Fernsehens in Europa.

Seit 10 Jahren profitiert das ORF-Fernseharchiv durch eine intensive Teilnahme an EU-Projekten. Seien es die so genannten Keyframes, die wir heute zu unseren Aktualitätssendungen liefern können oder das Know-how im Umgang mit den Brüsseler Bürokratiestellen – die Beteiligung meiner Mitarbeiter an EU-Projekten hat viele Vorteile gebracht. Denn die Integration des Fernseharchivs im neuen Newsroom wäre ohne diesen Informationsvorsprung vermutlich ebenso wenig zustande gekommen wie das Entstehen eines Projekts, das für die Wissenschaft und interessierte Laien geradezu maßgeschneidert ist.

Gemeinsam mit dem Joanneum Research in Graz hat der ORF bei diesem Projekt aus der Media Plus-Gruppe der EU die Federführung übernommen und immerhin so prominente Partner wie die BBC, das Holländische Zentralmedienarchiv, das belgische Fernsehen RTBF sowie die ARD-Anstalt SWR. Dazu kommen noch zwei Technologiefirmen, Noterik bzw. die Fachhochschule Hagenberg. Das Ziel von BIRTH ist seit dem Oktober des Jahres 2004 an seinem Internet-Portal abrufbar (<http://www.birth-of-tv.org>). Hier werden aus den Beständen der beteiligten Institutionen Videobeiträge aus der Frühzeit des Fernsehens via Internet abrufbar gemacht und wie die Dinge derzeit stehen, könnte dieses Service nach Abschluss des EU-Projekts von der FIAT bzw. vom Holländischen Zentralen Medienarchiv in Hilversum fortgesetzt werden. Nach dem Motto der „Golden Archives“ sind es zunächst nur einzelne Beispiele, die die Hürden der Rechtsklärung überwunden haben bzw. die überhaupt aus der Frühzeit des Fernsehens überliefert sind. Aber wenn man diese Methode der Anreicherung fortsetzen könnte, wäre ein entscheidender Durchbruch zu erzielen. Selbstverständlich müsste BIRTH von den gegenwärtig fünf Medienpartnern zumindest auf alle EU-Mitgliedsländer ausgeweitet werden. Es fehlt also nicht an Projekten, Visionen und neuen Möglichkeiten.

Zuletzt noch ein Wort über das zu geringe Methodenbewusstsein, etwa bei der Zunft der Historiker. Auch hier hat sich in den letzten Jahren Entscheidendes verändert.

11. Ein neues IFÖG-Medienarchivmodul als EU-konformes Studium

Eingangs beschrieb ich, dass ich quasi nur durch einen Karriere-Betriebsunfall als ausgebildeter Mediävist in die Welt der Medienarchive verschlagen wurde und vor einem Vierteljahrhundert die Marktchance für qualitativ hochwertig organisierte Archive des Fernsehens erkannt habe. Seit rund einem Dutzend Jahren durfte ich meine Erfahrungen im Rahmen des Ausbildungslehrgangs für Archivare am Institut für Österreichische Geschichtsforschung (IFÖG) weitergeben⁴. Zunächst als Wahlfach, später als Wahlpflichtfach gab es Audiovisuelle Medienkunde sozusagen als Schnupperkurs für einen Berufszweig, der mit all seinem journalistischen, technologischen und juristischen Know-how wirklich Neuland betrat. Im vergangenen Jahr schloss der Kurs des IFÖG erstmals mit einem eigenen Vertiefungsmodul ab, bei dem 20 Stunden zu den neuen Themen zu inskribieren waren. Nun wird dieses Medienmodul Teil eines neuen EU-konformen Studienangebots und im Herbst 2005 startet der erste reguläre Durchlauf. Die einzelnen Übungen bzw. Vorlesungen beschäftigen sich mit:

Erweiterungsmodul „Medienarchive“

- Rechtsfragen des Archivwesens (2 Semesterwochenstunden)
- Mediengeschichte, Medienanalyse (4 Semesterwochenstunden)
- Analyse und Vermittlung kunsthistorischer Inhalte durch neue Medien (2 Semesterwochenstunden)
- EDV-Anwendungen im Archivwesen I (2 Semesterwochenstunden)
- Internationale Recherche (2 Semesterwochenstunden)

Peter DUSEK (1945)

Promotion zum Dr. phil. 1968 (Geschichte). Seit 1972 beim ORF tätig, zunächst als Mitarbeiter in der Sendungsgestaltung, speziell bei Bildungssendungen. Ab 1982 mit dem Aufbau des historischen Archivs betraut, seit 1988 als Hauptabteilungsleiter des ORF-Fernseharchivs tätig. Lehraufträge für Mediendidaktik und audiovisuelle Quellenkunde an den Universitäten Klagenfurt, Salzburg und Wien. Zahlreiche Publikationen und Aufsätze zur „Österreichischen Zeitgeschichte ab 1918“.

- Technik/Restaurierung/Lagerbedingungen: Video + Ton (2 Semesterwochenstunden)
- EDV-Anwendungen im Archivwesen II (2 Semesterwochenstunden)
- Digitaler AV-Arbeitsplatz (2 Semesterwochenstunden)
- Medienproduktion, Medienvermarktung (2 Semesterwochenstunden)
- Technik/Restaurierung/Lagerbedingungen: Film (2 Semesterwochenstunden)
- Archivpraktikum (10 Semesterwochenstunden)
- Magisterarbeitrecherchen

Ausblick

Fasst man die Geschichte des Fernseharchivs des ORF zusammen, dann kann man konstatieren: Es dauerte mehr als 30 Jahre, bis der ORF ein modernes Medienarchiv erhielt, wobei „Österreich II“ von Hugo Portisch ein Glücksfall für den heutigen Leiter des Fernseharchivs war. Damals wurden die Versäumnisse ebenso evident wie die neuen Chancen etwa durch Computereinsatz erkennbar wurden⁵. Nun sind fast 20 Jahre seit der Modernisierung vergangen und so viel Zeit wurde benötigt, um den Gesamttorso der ersten 30 Jahre Fernsehen zu erfassen, zu sichern und zu erschließen. In den nächsten zehn Jahren könnte es gelingen, durch entsprechende Abkommen auf nationaler und internationaler Ebene den Weg der Öffnung des größten Medienarchivs Österreichs für Nutzer von außen zu beschreiten.

Aber auch diese digitale Revolution kann nur Schritt für Schritt erfolgen und setzt etwa die Trennung von veröffentlichtem Material und nicht veröffentlichtem Material voraus. Aber „Schatzsucher“ benötigen zu allen Zeiten eine große Portion Geduld.

⁴ vgl. Peter Dusek: *Die „Gnade“ der späten Reform oder das Methodendefizit der Historiker im Medienzeitalter*. In: *Medien & Zeit*, Jg. 12 (1997), H. 1, S. 4-14.

⁵ vgl. Peter Dusek: *Am Beispiel Nofretetes – Die Bedeutung*

von Medienarchiven für Rundfunk und Fernsehen. In: *30 Jahre Österreichisches Filmarchiv*, Nr. 105, April 1985, S. 29-34.

Medienarchive im digitalen Umfeld

Herbert Hayduck

Man muss sich beeilen, wenn man noch etwas sehen will. Alles verschwindet.

Paul Cezanne

Paul Cezanne hat im Jahre 1904 mit prophetischem Weitblick die bevorstehenden, dramatischen Veränderungen in der visuellen Kultur vorausgesehen.

Der Einbruch der Abstraktion in der Bildenden Kunst und die schrittweise Entwicklung der technischen Bildmedien führten im 20. Jahrhundert zu einem tiefgreifenden Umbruch in der Kultur der optischen Wahrnehmung. Die Geschwindigkeit dieser Veränderungen hat Cézanne ganz offensichtlich als bedrohlich empfunden.

100 Jahre später sind wir in der Entwicklung der elektronischen Medienlandschaft Zeugen einer hochinteressanten Parallele zur damaligen Situation. Die Etablierung der digitalen Technologien führt zu drastischen Veränderungen in den Produktions-, Distributions- und Rezeptionsmechanismen der audiovisuellen Medien, deren Geschwindigkeit sehr an die von Cézanne empfundene Dramatik erinnert.

Audiovisuelle Inhalte werden zu digitalen „contents“, die in der jeweils adäquaten technischen Qualität über eine Vielzahl von Verteilplattformen den interessierten „user“ erreichen sollen.

Diese Flexibilisierung und Beschleunigung der Erzeugung und des Konsums von technisch erzeugten „Ab“-Bildern steht erst am Beginn ihrer Entwicklung. Bereits jetzt führt sie zu einer Vervielfachung der erzeugten Bildermengen und stellt damit die Gesellschaft schlechthin, ganz konkret aber die für die Archivierung von audiovisuellen Medien Verantwortlichen vor die Frage nach der sinnvoll strukturierten Erhaltbarkeit dieser Mengen.

Eine scheinbar zunächst technische Frage nach quantitativer Bewältigbarkeit wird zu einer Frage nach dem Gedächtnis einer Gesellschaft und ihrer Alltagskultur.

Digitalisierung der Medienlandschaft

Die gegenwärtig durchgreifende Digitalisierung der Produktion und Verteilung von audiovisuellen Medien ist der beschleunigende Faktor für die

Kultur der „Echtzeit“ mit ihrem stetig wachsenden „Output“.

Basierend auf diesem Konzept von online zugänglichen permanent verfügbaren und laufend wachsenden Speicherressourcen für digitale Medienprodukte entwickeln sich die Paradigmen der Interaktivität und Non-Linearität, wie sie im WorldWideWeb beispielhaft realisiert sind und nun auf die „konventionellen“ Medieninhalte überzugreifen beginnen.

Der technische Vorgang der Digitalisierung bedeutet die Zerlegung des linearen Kontinuums an analogen Informationswellen in Reihen von diskreten Einzelinformationen in Form der Bits und Bytes. Dieser technische Prozess findet seine digitale Analogie in der schon vielfach prophezeiten, aber gerade erst beginnenden Wandlung der Medienrezeption hin zu stärker individualisierten Angeboten mit interaktiven Anreicherungen.

Reizvoll ist es, in der Praxis des Fernseharchivs die durch die Digitalisierung möglich werdenden neuen workflows und Kooperationsmodelle mitzuentwickeln und ihre Potenziale zu nutzen.

Die Digitalisierung der Medieninhalte und der Verteilnetze schafft die Voraussetzung für die Belieferung der hausinternen Archivkunden – der produzierenden Redaktionen – mit den von ihnen gesuchten Archiv-Ausschnitten in Form von digitalen files, die via Netzwerk an die Arbeitsplätze der Redakteure ausgeliefert werden.

Digitale Vorschauemedien für den ORF-internen Redaktionsnutzer

Die aus 50 Jahren Fernsehgeschichte des ORF erhaltenen audiovisuellen Dokumente sind in der ORF-internen Datenbank **FARAO** (Fernseh**AR**chiv – und **A**bfragesystem des **ORF**) beschlagwortet und damit in textueller Form recherchierbar.

Dieses textuelle Angebot wird seit 1999 in tagtäglicher Arbeit um die dazugehörigen digitalen Vorschauemedien ergänzt und damit für den Benutzer mit der audiovisuellen Komponente angereichert.

In den ersten Jahren bestand dieses Angebot aus der Kategorie der „keyframes“ – Einzelbilder, die von einem Software-Algorithmus automatisch je nach Grad der Veränderung im Bildinhalt aus

dem Videostrom gezogen werden. Für jede Sendungseinheit stellen sie in Form eines „lighttables“ eine repräsentative Abbildung des Video-Ablaufes dar. Sie bilden eine speicher- und netzwerkschonende Form der Wiedergabe eines Video-Beitrages, die auch seitens der Redaktions-Benutzer wegen ihrer Übersichtlichkeit und der damit verbundenen, raschen Bildauswahl sehr geschätzt wird.

Diese Ebene der „keyframes“ wird ab Herbst 2005 um die dazugehörigen Vorschauvideos in internet-ähnlicher Bildauflösung ergänzt.

Damit steht dem ORF-internen Archivnutzer die Vorschau- und Auswahlmöglichkeit in den Beständen des Fernseharchivs direkt an seinem Redaktionsarbeitsplatz zur Verfügung.

Die inhaltliche Priorisierung der in dieser Form angebotenen Sendungsinhalte wurde seitens des Fernseharchivs festgelegt – basierend auf Nutzungsstatistiken der Bestände und der urheberrechtlichen Wiedernutzbarkeit der angebotenen „contents“. Die derart aufbereiteten Bestände stehen auch als technische Ausgangsbasis für öffentliche Zugangsmöglichkeiten zum Fernseharchiv zur Verfügung.

Von Echtzeit-Angeboten zum Langzeitgedächtnis

Der beschriebene schrittweise Aufbau von Speicher- und Recherchestrukturen für die „born-digital“-Medienprodukte der Gegenwart entspricht der Etablierung eines Kurzzeit-Gedächtnisses für die letzten Jahre der Medienentwicklung.

Parallel dazu droht jedoch der Verlust des Langzeitgedächtnisses. Ein halbes Jahrhundert an Fernsehgeschichte ist in ihrer Erhaltung existentiell bedroht, wenn es nicht gelingen sollte, die aus dieser Ära in den Fernseharchiven erhaltenen Programminhalte von den derzeitigen fragilen und verfallsbedrohten, analogen Aufzeichnungsträgern in abgesicherte Speicherstrukturen zu migrieren.

Die von Cézanne vor hundert Jahren empfundene Bedrohung der herrschenden visuellen Kultur wiederholt sich – in neuer Form aber mit vergleichbarer Dramatik.

Wer sich bei der Rettung des audiovisuellen Gedächtnisses nicht beeilt, wird Zuseher bei seinem Verschwinden werden.

Die digitalen Technologien – vor allem auch deren Anbieter – versprechen Lösungen für die langfristige Archivierung dieser Mengen an Medienprodukten: wachsende digitale Speicher-

Infrastrukturen sollen mit steigender Verdichtung und Komprimierung die erforderlichen Speicherkapazitäten für die rasant steigenden Datenmengen sicherstellen. Gelingt der schrittweise Aufbau dieser Strukturen, so bleiben Archivinhalte auch im non-linear und interaktiv erweiterten Umfeld das, was sie schon bisher waren: ein wesentliches Element des audiovisuellen medialen Gesamtangebotes.

Die Vielfalt der analogen technischen Formate

Die in Fernseh- und Radioarchiven lagernden audiovisuellen Dokumente sind Ergebnisse der Produktionstätigkeit des jeweiligen Rundfunksenders und sind daher in ihrem technischen Status eng an die Entwicklungsphasen der professionellen Medientechnologie geknüpft.

Die hochkomplexen technischen Produktionsbedingungen von audiovisuellen Medien waren besonders im Fernsehbereich sehr kurzen Entwicklungszyklen unterworfen und diese kurzen Zyklen haben die Archivierungsstrategien in direkter Form mitbestimmt.

Verwandte aus der Kinowelt

Fernsehen war zu Beginn seiner Entwicklung auch aufgrund der technischen Möglichkeiten überwiegend ein Live-Ereignis.

Als Aufzeichnungsträger für bewegtes Bild stand nur die seit einem halben Jahrhundert entwickelte Filmtechnologie zur Verfügung. Im Ablauf eines Sendetages – der anfangs auf wenige Stunden beschränkt war – wechselten daher live aus dem Studio gesendete Elemente mit eingespielten Filmbeiträgen. Diese Filmbeiträge waren in klassischer Filmtradition vorproduziert und wurden als „Zuspielungen“ zum tragenden Element der frühen Fernseh-dramaturgie.

Mangels anderer Aufzeichnungsmöglichkeiten sind aus diesen Anfangszeiten nur die auf Film vorproduzierten Teile erhalten. Die Live-Elemente sind nur in Form von Standphotos und sehr raren Amateurfilm-Aufnahmen direkt vom Fernsehschirm – und in entsprechend niedriger technischer Qualität – dokumentiert.

Diese Form des Mitschnitts mittels Filmkamera direkt vom Bildschirm wurde bereits nach wenigen Jahren von Fernseh-technikern adaptiert und als „Filmaufzeichnung“ die erste behelfsmäßige Aufzeichnungsmöglichkeit für live ablaufende Fernseh-Sendungen – mit immer noch deutli-

chen Einbussen in der Bildqualität. Aufgrund der damit verbundenen Kosten wurde diese Aufzeichnungsmöglichkeit allerdings nur bei „wertvollen“ Produktionen zum Einsatz gebracht – Ökonomie war maßgeblich für die Archivierungs- und Dokumentationspraxis.

Die ersten 5 Jahre des Fernsehbetriebes in Österreich waren von diesen Produktionsbedingungen bestimmt. Die im Fernseharchiv erhaltenen Dokumente bestehen dementsprechend – technisch gesehen – aus Verwandten der Kino-Technologie.

Diese Film-Verwandten blieben auch weiterhin prägend und sind bis heute aus der Fernsehproduktion nicht wegzudenken – allerdings nur mehr in genau umrissenen Spezialanwendungen und nicht mehr als Basis-Technologie.

Vom optischen zum magnetischen Träger

In den frühen Sechziger Jahren wurde jene Aufzeichnungstechnologie etabliert, die seither geradezu sprichwörtlich als „Arbeitspferd“ der Fernsehproduktion im Einsatz ist – die Magnetaufzeichnung (die „MAZ“).

Die Technologie der magnetischen Aufzeichnung von audiovisuellen Signalen auf Magnetbändern war in den folgenden Jahrzehnten kurzen Entwicklungszyklen unterworfen, die von den analogen Bandformaten der 2-Zoll und 1-Zoll-MAZ zu den gegenwärtigen digitalen tape-Formaten geführt haben.

Als entscheidende Entwicklungsstufen sind hier der Wechsel von großvolumigen Formaten auf Bandspulen, hin zur kompakten Kassettentechnologie der Achtziger Jahre sowie der Übergang von der analogen zur digitalen Aufzeichnung in den Neunziger Jahren zu betrachten.

Gemeinsame Grundprinzipien der Videotechnologie über alle Entwicklungsstufen hinweg sind einerseits die direkte Bindung der linearen Signalaufzeichnung an einen physischen Bandträger und andererseits das für eine Wiedergabe unumgänglich notwendige Zusammenspiel des Bandträgers mit dem entsprechenden Abspiel-Gerät.

Der Verfall steckt im analogen System

Diese beiden Grundprinzipien sind gleichzeitig die Wurzeln für die sich bedrohlich abzeichnende Gefahr des audiovisuellen Gedächtnisverlustes für weite Strecken der Fernsehgeschichte:

- Die Bindung der Aufzeichnung an den Bandträger schafft direkte Abhängigkeit zwischen der Qualität der Signalerhaltung und dem physischen Erhaltungszustand des Magnetbandes. Die Entwicklung der MAZ-Formate war immer von der Optimierung im Verhältnis zwischen Signalqualität, Aufzeichnungsdichte und produktionserleichternden Zusatzfeatures (mehrere Tonspuren, Signal-Bearbeitungsmöglichkeiten etc.) bestimmt.

Gegenüber diesen Optimierungsstrategien war der für die Archivierung so entscheidende Aspekt der langfristigen Haltbarkeit des Trägermediums eher nachrangig.

Die Grundidee der magnetischen Aufzeichnung – nämlich die Aufzeichnung als zunächst temporärer Vorgang mit der Option auf spätere Löschung des Signals und Wiedereinsatz des Trägers in der Produktion – hat zwar zur Produktionsökonomie, nicht aber zur Langzeitstabilität beigetragen.

Die Einführung eines von Produktionstechnologien unabhängigen, für die langfristige Sicherung von Archivinhalten optimierten Aufzeichnungsträgers ist aus Kosten- und Praxisgründen immer eine Vision der archivalisch Verantwortlichen geblieben.

- Die Wiedergabemöglichkeit jeder MAZ-Aufzeichnung ist abhängig vom Zusammenspiel des Bandträgers mit dem entsprechenden Abspiel-Gerät. Die raschen Entwicklungszyklen der MAZ-Formate – vor allem im analogen Bereich – und die dabei erreichten großen Veränderungsschritte haben über Jahrzehnte jegliche Kompatibilität zwischen den Formaten verhindert. In der Praxis bedeutet dies, dass auch für technische Formate, die in der laufenden Fernsehproduktion längst nicht mehr verwendet werden, Abspielequipment und entsprechender technischer Support erhalten werden müssen.

Save the content, not the carrier

Als Konsequenz aus dieser Situation wurde in Fernseharchiven bereits seit Jahren das archivalische Grundprinzip „save the content, not the carrier“ angewendet: Die Sicherung des audiovisuellen Inhalts wird als Priorität definiert, nicht aber die Erhaltung des originalen physischen Trägers und Archivstückes selbst.

Diesem Prinzip folgend erfolgte die notwendige laufende Sicherung audiovisueller Archiv-Inhalte in Form von aufwendigen 1:1-Überspielaktivitäten.

ten von obsoleten Bandformaten auf die jeweils zeitgemäße, wiederum bandbasierte Aufzeichnungstechnologie.

Diese Form der Langzeitsicherung wurde in den meisten Fernseharchiven konsequent betrieben und hat bereits bisher gefährdete Archiv-Inhalte vor dem drohenden Verschwinden gerettet – allerdings unter hohem Aufwand und mit systembedingten Verlusten in der Signalqualität.

Walter Benjamin hat in den Dreißiger Jahren die technische Reproduktionsmöglichkeit von Werken der Bildenden Kunst als Ursache für den Verlust ihrer Aura beschrieben und in ihr die Wurzel für den Verlust der Kulturerbe-Tradition gesehen. Im reizvollen Gegensatz dazu sind audiovisuelle Produktionen sowohl technisch als auch inhaltlich zur Reproduktion geschaffene und nur durch Reproduktion erhaltbare Werke.

Mit der physischen Trennung des Aufzeichnungssignals von einzelnen Bandträgern und der Etablierung von file-basierten, non-linearen Speichertechnologien, wie sie seit Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts auch im Medienbereich einsatzreif werden, entsteht ein Gesamtszenario einer völlig neuen und nachhaltigen Archivierungsstrategie für audiovisuelle Inhalte, in der die systembedingten Schwächen der bisherigen Situation überwunden werden.

Die permanente und virtuelle Reproduktion von identen Kopien wird zum speichertechnischen Grundprinzip – der Benjamin'sche Begriff des Originals löst sich in digitalen und verteilten Speicherstrukturen auf.

Die Entwicklung weg vom Bandträger hin zu vernetzten, online zugänglichen, file-basierten Großspeichern ist aus finanziellen und organisatorischen Gründen nicht in einem Schritt denkbar. Seitens der Medienarchive muss daher eine sinnvoll strukturierte Stufenstrategie für diesen Übergang entwickelt werden. Wesentlich ist dabei die konsequente Umsetzung von einzelnen Schritten im Projektmaßstab, die als Bausteine eines Gesamtkonzeptes auch in Zukunft wirksam bleiben.

Projekt Langzeitsicherung im ORF

In einem großangelegten und langfristig vorbereiteten Schwerpunktprojekt wird innerhalb eines 3-Jahres-Zeitraums von 2004 bis 2007 die technische Sicherung der verfallsgefährdeten, auf analogen Videoträgern archivierten Fernsehprogrammbestände umgesetzt.

Der in diesen Beständen repräsentierte Zeitraum reicht von Beginn der 1970er Jahre bis Mitte der Neunziger Jahre, die zu sichernde Gesamtmenge beträgt ca. 120.000 Stunden an wertvollem Sendungsmaterial, das durch diese „Blitzaktion“ vor dem „Verschwinden“ bewahrt wird.

Die Sicherung der auf 3 verschiedenen analogen Videoformaten archivierten Inhalte erfolgt in Kooperation mit einer technischen Auftragsfirma durch Überspielung der Sendungsinhalte auf das modernste derzeit im ORF im Einsatz befindliche digitale Videoband-Format und zwei parallel erzeugte DVD-Kopien.

Als entscheidender Zwischenschritt zur file-basierten, bandlosen Server-Speicherung garantiert diese Überspielstrategie die zukünftige Einspielfähigkeit der Video-Inhalte von digitalem tape bzw. DVD in bandlose Speicherstrukturen in mehrfacher Echtzeit inkl. automatischer Fehlererkennung.

Parallel zur technischen Sicherung erfolgt die Anreicherung der inhaltlichen Dokumentation in der Archivdatenbank und die urheberrechtliche Beurteilung der Wiederverwendungsmöglichkeiten der betroffenen Produktionen.

Nach Abschluss dieses Langzeitsicherungs-Projektes steht der Kernbestand der Fernsehgeschichte der letzten 3 Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts technisch gesichert, inhaltlich angereichert und urheberrechtlich beurteilt zur Wiedernutzung zur Verfügung.

Begleitung in EU-Forschungsprojekten...

Durch Partnerschaften im Rahmen von Forschungsprojekten die seitens der Europäischen Kommission gefördert werden, ist das Fernseharchiv in den internationalen Know-how Austausch und wichtige Wissensnetzwerke des Medienbereichs eingebunden.

Das beschriebene Thema der technischen Langzeitsicherung von audiovisuellen Medien steht im Mittelpunkt eines Großprojektes der EU im 6.Forschungsrahmenprogramm – dem Integrated Project „**Prestospace**“ (www.prestospace.org). Das ORF-Fernseharchiv ist Mitglied der Projektleitungsgruppe und damit Teil einer wesentlichen internationalen Referenz- und Entwicklungsplattform zum brandaktuellen Thema der Sicherung des audiovisuellen Kulturgutes des 20. Jahrhunderts.

Als Partner im EU-Forschungsprojekt **BIRTH** (www.birth-of-tv.org) pilotiert das Fernseharchiv die Zugänglichkeit von ausgewählten, audiovisu-

ellen Archivbeständen über Internet-Plattformen. Gemeinsam mit wesentlichen europäischen Rundfunkanstalten und -archiven (BBC, ARD, RTBF, Sound and Vision Amsterdam) wird eine repräsentative Auswahl von Medien-Content zum Thema „Frühzeit des Fernsehens in Europa“ online gestellt und damit rechtzeitig zum 50-jährigen Jubiläum des Fernsehens in den meisten europäischen Staaten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

...und nationalen Projekten

Zur Aufarbeitung von historischen Fotobeständen wurde Mitte 2004 ein strategischer Kooperationsvertrag zwischen ORF und Österreichischer Nationalbibliothek abgeschlossen, der die gemeinsame Erschliessung und Zugänglichmachung der in beiden Institutionen vorhandenen, wertvollen historischen Fotosammlungen zum Ziel hat.

Ca. 1,5 Millionen analoger Foto-Originale wurden in der Folge als Dauerleihgabe des ORF in die modernen Speicheranlagen der ÖNB eingelagert, werden in gemeinsamen Projekten erschlossen und online zugänglich gemacht (www.bildarchiv.at). Dadurch entsteht eine Bündelung wesentlicher österreichischer Fotobestände des 20. Jahrhunderts, die für den interessierten Benutzer in einem Recherchevorgang zugänglich werden.

Archive und ihre Nutzung

Keine Erzählung kann gelingen, ohne ein gewisses Maß an authentischem Material – an Dokumentation. Sie gibt den Augen und Sinnen sozusagen den Kammerton A.

Alexander Kluge

Archivzugriff bedeutet aktive Erinnerung. Jede Archivnutzung bereichert eine Erzählung um den Aspekt der Spiegelung und Kontrastierung einer gegenwärtigen Situation an einem historischen Sachverhalt und erzeugt aus der Distanz Hintergrund und Vertiefung.

Die digitalen Technologien schaffen bisher ungeahnte Möglichkeiten der sinnvollen Verbindung zwischen der langzeitigen Sicherung der Materialbestände und ihrer Öffnung hin zum Nutzer. Die Umsetzung dieser Potentiale ist aus technischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Gründen ein schrittweiser Prozess, der in langzeitiger Perspektive gesehen werden muss.

Seit den ersten Schritten in die Welt der digitalen Medien Mitte der Neunziger Jahre wurden diese Möglichkeiten im Fernseharchiv des ORF in immer neuen Teilprojekten pilotiert und in Anwendungen genutzt. Aus der Gesamtbündelung dieser Projekte ergibt sich ein attraktiver Gesamtauftritt, der die Möglichkeiten im Übergangsprozess aus dem analogen in das volldigitale Produktions- und Archivumfeld jeweils so maximal wie möglich nutzt.

Herbert HAYDUCK (1962)

Bereichsleiter Dokumentation, Fernseharchiv ORF.

1980-1986: Studium der Geschichte und Politikwissenschaften, Universität Wien

Ab 1982 Mitarbeit im Historischen Archiv des ORF, Archivrecherche für historische Fernsehdokumentationen (Österreich II u.a.); redaktionelle Gestaltung von Fernsehbeiträgen zu historischen Themen („Zeitzeugen“, „Erinnerungen“, „Zeit im Bild“-Beiträge...).

Ab 1988: Leiter Auswertung im Fernseharchiv des ORF verantwortlich für die inhaltliche Dokumentation des Archivbestandes im Fernseharchiv.

Seit 1995: neben der Tätigkeit als Bereichsleiter Dokumentation auch Projekt-Management für die ORF-Beiträge zu EU-Forschungsprojekten im IST- und MEDIA+-Rahmenprogramm (u.a. EUROMEDIA, AMICITIA, PRIMAVERA, BIRTH, PRESTOSPACE).

Verborgene Schätze?

Fernseharchive und ihre Zugänglichkeit im europäischen Vergleich

Alexander Hecht

Audiovisuelle Quellen rücken mehr und mehr in den Blickpunkt verschiedener Wissenschaftsdisziplinen. Nicht nur die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, auch die Geschichte sowie die Theater- und Filmwissenschaft, ja selbst die Rechtswissenschaft beschäftigt sich – etwa im Rahmen des Urheber- und Persönlichkeitsschutzrechtes – mit audiovisuellen Materialien, wobei vor allem das Fernsehen mit seinem großen Einfluss auf den Medienkonsum der Gesellschaft im Mittelpunkt steht.¹

Die Erforschung der Geschichte und Wirkung des Fernsehens kann jedoch nur unter Einbeziehung aller verfügbaren Quellen stattfinden – woran es in vielen Teilen Europas mangelt. Während für den archivalischen Bestand an schriftlichen Quellen Regelungen über Zuständigkeiten, Aufbewahrung und Auswertung getroffen worden sind², bleibt der nicht unerhebliche „Schatz“ an audiovisuellem Material, und hier insbesondere das Archivgut der Fernsehanstalten, oft unzugänglich für Wissenschaft und Forschung.

In diesem Beitrag sollen anhand einiger Modelle der Archivierung von Fernsehmaterial die unterschiedlichen Zugänge, die der Forschergemeinde bzw. dem interessierten Laien eingeräumt werden, illustriert werden.

1. Österreich

Die Fernsehproduktion in Österreich war über Jahrzehnte vom Sonderfall der Monopolstellung

des öffentlich-rechtlichen Rundfunks geprägt. Daher befindet sich in den Archiven des Österreichischen Rundfunks die landesweit größte Sammlung an audiovisuellen Quellen des österreichischen Fernsehzeitalters, das vor 50 Jahren mit der Aufnahme des regelmäßigen Programmbetriebes begann.³ Die Konzentration des Quellenmaterials an einer Stelle wäre eigentlich ein Glücksfall für die Wissenschaft – hätte das ORF-Fernseharchiv die Stellung etwa des Österreichischen Staatsarchivs, das vom Gesetzgeber den Auftrag zur Archivierung und Sicherung von Archivgut bekommen hat.

Indes ist die Hauptabteilung „Dokumentation und Archive“ des ORF ein Produktionsarchiv, d.h. der Auftrag lautet, die Archivierung und Dokumentation von Fernsehmaterialien hinsichtlich ihrer Wiederverwertbarkeit im Rahmen von Produktionen der Rundfunkanstalt sicherzustellen. Die Hauptaufgabe liegt daher in der Wirkung nach innen und nicht in der Zugänglichmachung der Archivbestände für Außenstehende.

Die Leitung der Abteilung, an deren Spitze der Historiker Peter Dusek⁴ seit 1988 steht, bemüht sich jedoch immer nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Ressourcen, Anfragen aus dem Bereich der Wissenschaft zu beantworten und Wünsche nach Bildmaterial zu bedienen. Möglich ist dies derzeit aber nur mit der Zustimmung des höheren Managements des ORF, um entsprechende Ressourcen verwenden zu können und nicht die vollen Gebühren für die Benützung der Archiveinrichtungen verrechnen zu müssen.

¹ Vgl. auch John Corner: *Television Form and Public Address*. London: Arnold 1995, S. 5: „... since it [television, Anm. d. A.] is, on any estimate, one of the defining institutions of modern society.“ Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und audiovisuellen Quellen siehe Alexander Hecht: *Die audiovisuellen Quellen im hilfswissenschaftlichen Kontext. Eine Einführung in die audiovisuelle Quellenkunde*. Diss. Univ. Wien 2005, S. 14ff.

² Selbst in Österreich, ein Nachzügler auf diesem Gebiet, gilt seit 1.1.2000 das „Bundesarchivgesetz“. Allerdings nur für „Archivgut des Bundes“ (§ 1, <http://www.ris.bka.gv.at/bundesrecht/>, 25.7.2005).

³ Der Bestand an sendefähigem Material in den ORF-

Archiven wird auf derzeit etwa 300.000 h geschätzt.

⁴ Peter Dusek hat sich in den vergangenen Jahren mehrmals zur Problematik rund um die Medienarchive und ihrer Öffnung für die Wissenschaft geäußert. Siehe den entsprechenden Beitrag im vorliegenden Heft sowie z.B. Peter Dusek: *Das Historische Archiv des ORF als Plattform zu Wissenschaft und Schule*. In: *Zeitgeschichte*, Jg. 12 (1984), H. 3, S. 100-112 oder Peter Dusek: *Archive auf dem Daten-Highway – Zukunftsperspektiven einer Vergangenheitszunft*. In: Wilhelm Wadl (Hg.): *Kärntner Landesgeschichte und Archivwissenschaft. Festschrift für Alfred Ogris zum 60. Geburtstag*. Klagenfurt: Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten 2001, S. 661ff.

Gleichzeitig ist der Anteil an universitär ausgebildeten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im ORF Fernseharchiv in den letzten zwei Jahrzehnten kontinuierlich gewachsen. Dieses Potenzial für die wissenschaftliche Aufarbeitung der im Archiv liegenden Quellen kann aber nur in der Freizeit der Kolleginnen und Kollegen ausgeschöpft werden, da kein Arbeitsauftrag in diese Richtung von Seiten der Geschäftsführung des ORF besteht. Als persönlich Betroffener (Mitarbeiter der Abteilung und ausgebildeter Historiker) hoffe ich in Zukunft auf eine stärkere Zusammenarbeit zwischen den Wissenschaftsinstitutionen und der Geschäftsführung des ORF, um die Bestände des Fernseharchivs auch für die Forschung zugänglich zu machen. Die neuen digitalen Technologien müssten hier im vollen Umfang zum beiderseitigen Vorteil ausgenutzt werden.⁵ Diese Zusammenarbeit kann aber nur dann erfolgreich werden, wenn auch der Gesetzgeber die notwendigen Rahmenbedingungen für den Zugang zum und die Auswertung von Videomaterial aus den Fernseharchiven durch die Wissenschaft schafft.⁶ Derzeit gelten hier die gleichen rechtlichen Beschränkungen bezüglich des Weitergaberechtes und der Lizenzbestimmungen wie für kommerzielle Kunden des ORF.

2. Deutschland

Die Fernsehlandschaft in der BRD ist vielgliedrig. Die öffentlich-rechtlichen Sender haben eine weitgehende Autonomie und neben dem bundesweit agierenden ZDF in Mainz haben sich neun regionalen Sender in der losen Gemeinschaft ARD zusammengeschlossen. Die Archive der einzelnen ARD-Fernsehanstalten agieren weitgehend unabhängig voneinander, die Archivleiter treffen sich jährlich einmal zum Gedankenaustausch.

Auch in der BRD gibt es ein Bundesarchivgesetz, das seit 15. Jänner 1988 in Kraft ist. Ähnlich wie in Österreich regelt dieses Gesetz nur die Sicherung und Nutzbarmachung von Archivgut des Bundes (§§ 1-2). Fernsehmaterial findet auch hier keine explizite Nennung.

In Deutschland wie in Österreich verwalten Archive audiovisuelle Quellen, an denen sie selten den vollen Rechtheumfang halten, was die Weitergabe an Dritte, wie auch an Wissenschaft und Forschung, erschwert.

Um eine Änderung dieser Situation zu erreichen, hat sich in der BRD das Aktionsbündnis „Urheberrecht für Bildung und Wissenschaft“ gebildet.⁷ Auf der Website des Bündnisses heißt es:

„Bei der Umsetzung der Richtlinie 2001/29/EG in das Urheberrecht hat der Gesetzgeber bisher vornehmlich die Belange der Rechtheverwerter zur kommerziellen Nutzung der digitalen Medien und der Netze als zusätzliche Vertriebswege berücksichtigt. Im Vordergrund standen vor allem die Vermeidung von Risiken für die private Rechtheverwertung und nicht die Nutzung der mit den neuen technischen Medien verbundenen Chancen für die Allgemeinheit. Dies gilt insbesondere für den Bereich von Bildung und Wissenschaft. Die Informationsgesellschaft bietet hier neue Potenziale der Wissensvermittlung und der Zusammenarbeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern.“⁸

Die angesprochenen neuen Potenziale betreffen im deutschen und österreichischen Raum auch die Quellen in den Fernseharchiven. Daher wäre eine ähnliche Initiative auch in Österreich zu begrüßen.

Was den Zugang zu Materialien der Fernsehprogramme betrifft, ist der Status quo für Wissenschaft und Forschung auch in der BRD derzeit unbefriedigend. Zwar gibt es einige Streaming-Video-Angebote (so z.B. auf <http://www.zdf.de> die „ZDF Mediathek“), die sich jedoch nur auf kürzlich ausgestrahlte Sendungen beschränken und zudem nicht auf Festplatten gespeichert werden können, um eine längerfristige Wiederbenutzung zu ermöglichen.

Wie schon für den ORF erwähnt wurde, sind auch die Fernseharchive der öffentlich-rechtlichen Sender in der BRD vornehmlich als Dienstleistungsabteilungen für die TV-Produktion definiert. Wissenschaftliche Aufarbeitung – von innen oder durch Hilfe von außen – kann nur in Ausnahmefällen geleistet werden.

⁵ Ein erfolgreiches Beispiel auf europäischer Ebene ist das aus einem von der EU geförderten Projekt hervorgegangene Internetportal BIRTH zur europäischen Fernsehgeschichte: <http://www.birth-of-tv.org>.

⁶ Die Nutzung von audiovisuellen Quellen für den

Unterrichtsgebrauch ist zwar im Urheberrechtsgesetz §56c geregelt, nicht jedoch der Zugang zu den Materialien für Bildungsanstalten.

⁷ <http://www.urheberrechtsbueundnis.de/> (7.8.2005).

⁸ <http://www.urheberrechtsbueundnis.de/> (7.8.2005).

Eine Ausnahme bildet dabei der abgeschlossene Bestand des ehemaligen Fernsehens der DDR. Dieser Quellenbestand ist nach der deutschen Wiedervereinigung dem Deutschen Rundfunkarchiv (<http://www.dra.de>) übergeben worden und wird in verschiedenen Projekten erforscht.⁹

3. Frankreich

Seit dem 6. Jänner 1975 hat Frankreich ein zentrales audiovisuelles Archiv, das „Institut National de l’Audiovisuel“ (INA). Der Aufgabenbereich der INA umfasst nicht nur die Konservierung und Restauration von Bild- und Tonquellen, sondern auch die Verwendung und Veröffentlichung der Archivbestände für kommerzielle und wissenschaftliche Zwecke.¹⁰ Dazu kommt noch, dass der INA seit 1992 per Gesetz die ausgestrahlten Sendungen der französischen Fernsehsender zur Archivierung und Dokumentation innerhalb von 14 Tagen nach Ausstrahlungsdatum angeboten werden müssen.¹¹ Durch das „Dépôt légal“ wächst der Bestand in den Archiven der INA um jährlich 80.000 Programmstunden.¹²

Damit verfügt die INA über einen einmaligen Bestand audiovisueller Quellen in Frankreich, der zur wissenschaftlichen Auswertung zur Verfügung steht. Seit dem Herbst 1998 kann ein Teil der Bestände in der „Inathèque de France“, untergebracht im neuen Gebäude der französischen Nationalbibliothek, für Forschungszwecke konsultiert werden. Die Bestände der Inathèque umfassen die Sendungen der nationalen TV-Sender (öffentlich-rechtlich und privat) seit dem 1. Jänner 1995.¹³ Zudem bietet die „Médiathèque“ auf der INA Website die Möglichkeit, über 1700 Videoclips aus den verschiedenen Epochen und Kategorien zu browsen.¹⁴ Die INA selbst pflegt einen engen Kontakt mit dem universitären Bereich, wovon schon allein die zahlreichen

„activités scientifiques“ auf der Website der INA zeugen¹⁵, des weiteren ist die INA auch bei der Ausbildung zukünftiger Medienfachleute tätig.¹⁶

4. Niederlande

In den Niederlanden existiert nach der Zusammenlegung von drei großen audiovisuellen Archiven mit dem „Nederlands Instituut voor Beeld en Geluid“ (BenG) ebenfalls ein nationales audiovisuelles Archiv, das über 700.000 Stunden an Material verwaltet und somit für etwa 70 % des audiovisuellen Erbes der Niederlande verantwortlich ist.¹⁷

Basierend auf dem niederländischen „Copyright Act 1912“¹⁸ ist es BenG möglich, mit den öffentlich-rechtlichen Fernsehstationen sogenannte „umbrella licenses“ zu verhandeln. Diese Lizenzen ermächtigen die Institution an Stelle der Rechteinhaber zu agieren und so z.B. auch Verkäufe des Materials zu tätigen.

Basierend auf Artikel 16 des Copyright Act 1912¹⁹ handelt BenG einen „angemessenen“ Betrag mit den Universitäten bzw. Forschungseinrichtungen aus, der für jede Stunde, die an audiovisuellem Material in Anspruch genommen wird, verrechnet und fast gänzlich an den Rechteinhaber weitergeleitet wird, was also einer Abgeltung des Copyrights entspricht.

In eigenen Übereinkommen zwischen BenG und den Fernsehstationen wird festgelegt, dass das Material unverzüglich nach der Ausstrahlung dem Archiv angeboten werden muss und dazu auch noch ein bestimmtes Set an Metadaten abgeliefert werden soll.

In den Niederlanden sind die Technologien des digitalen Asset-Managements bereits sehr weit verbreitet, wovon gerade Wissenschaft und Forschung profitieren. In einem von der holländischen Regierung finanzierten Projekt namens

⁹ So z.B. im Rahmen des DFG-Projektes „Programmggeschichte des DDR-Fernsehens komparativ“, <http://www.ddr-fernsehen.de/> (7.8.2005).

¹⁰ <http://www.ina.fr/entreprise/index.fr.html> (7.8.2005).

¹¹ http://www.ina.fr/inatheque/presentation/decret_31_decembre_1993.light.fr.html (7.8.2005, insbesondere Art. 30 ff.).

¹² <http://www.ina.fr/archives/traitement/collecte.fr.html> (7.8.2005).

¹³ <http://www.ina.fr/inatheque/consultation/fonds.fr.html> (7.8.2005).

¹⁴ <http://www.ina.fr/visite/mediatheque/index.fr.html>

(8.8.2005).

¹⁵ <http://www.ina.fr/inatheque/activites/index.fr.html> (7.8.2005).

¹⁶ <http://www.ina.fr/formation/recherche.php?Theme=13> (8.8.2005).

¹⁷ http://www.beeldengeluid.nl/template_subnav.jsp?navname=english&category=english (8.8.2005).

¹⁸ <http://www.ivir.nl/legislation/nl/copyrightact.html> (8.8.2005).

¹⁹ <http://www.ivir.nl/legislation/nl/copyrightact.html> (8.8.2005).

„Davideon“ hat BenG gemeinsam mit drei Universitäten einen Pool an 1250 Stunden an digitalem audiovisuellen Quellenmaterial geschaffen, der nun für Lehre und Forschung zur Verfügung steht.²⁰ BenG hat mit solchen Projekten in Europa ohne Zweifel eine Vorreiterrolle übernommen.

Während der Schulsektor keine Gebühren für die Nutzung von Material aus dem audiovisuellen Archiv zahlen muss, sind mit den Universitäten Tarife für die Nutzung des Quellenmaterials vereinbart worden, die auf der Anzahl der Studentinnen und Studenten basieren.²¹

5. Großbritannien

In Großbritannien reicht die Aufsplitterung der Fernsehlandschaft zwischen der öffentlich-rechtlichen BBC und den vielen privaten TV-Kanälen bis in die 1950er Jahre zurück. Vor allem die Fernsehangebote von ITV²² gehören zu den meistgesehenen Sendungen der privaten TV-Produktion in Europa.

Die BBC nimmt aufgrund auf ihrer langen Geschichte und ihrer Größe unter den öffentlich-rechtlichen Sendern weltweit eine herausragende Stellung ein. Daher erregte vor zwei Jahren der damalige Generaldirektor der BBC, Greg Dyke, mit folgender Ankündigung großes Aufsehen:

„Up until now this huge resource has remained locked up, inaccessible to the public because there hasn't been an effective mechanism for distribution. But the digital revolution and broadband are changing all that. For the first time there is an easy and affordable way of making this treasure trove of BBC content available to all.“²³

Diese Vision, deren zumindest ansatzweise Realisierung für Wissenschaft und Forschung einen Durchbruch in Frage des Zugangs zu den Quellen bedeutet und ohne Zweifel eine Vorbildwirkung für den ganzen Kontinent gehabt hätte, ist leider bis heute eine geblieben. Die Ankündi-

gung, die TV-Archive der BBC zu öffnen und online zugänglich zu machen, um so u.a. weiter eine Berechtigung für das Einheben von Fernsehgebühren zu haben, überraschte nicht nur viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter innerhalb der BBC, sondern scheint auch heute noch ein zu ambitioniertes Ziel. Die Gründe dafür liegen in technischen und auch juristischen Fragen, die ungelöst sind.²⁴

Solange der direkte Zugang zum TV-Material noch Zukunftsmusik ist, dient das „British Film Institute“ als Nahtstelle zwischen den Fernsehproduzenten einerseits und den Wissenschaftlern andererseits. Das BFI beherbergt mit dem „National Film & Television Archive“ das größte Film- und Fernseharchiv Europas.²⁵ Dazu bietet das BFI auch eine Reihe von Hintergrundinformationen zu seinen Beständen und bietet so der Forschungsgemeinde die Anlaufstelle für ihre Bedürfnisse.²⁶ Die Services sind nicht immer gratis, so müssen etwa für das Sichten von Material vor Ort Gebühren bezahlt werden.

Die genannten Beispiele geben einen Eindruck, wie unterschiedlich der Zugang zu Fernsehmaterial in Europa geregelt ist. Es kann mitunter einfacher sein, Material von ausländischen Institutionen zu ordern, als es von einheimischen Produzenten zu bekommen. Aus Sicht von Wissenschaft und Forschung ist zu hoffen, dass Modelle wie in Frankreich und in den Niederlanden Schule machen. Die modernen Informationstechnologien bieten dabei neue Ansätze, die große oder riskante Materialbewegungen nicht mehr nötig machen.

Der Zugang zu Material der Fernsehproduktion für die Forschung sollte immer auch von gegenseitigem Nutzen sein: Die Wissenschaftler können für ihren Erkenntnisgewinn aus den Quellen des wohl mächtigsten Massenmediums des 20. Jahrhunderts schöpfen und die Rundfunkanstalten sollten die Forschungsgemeinschaft zu Rate ziehen, wenn es um sensible Fragen wie die der Selektion oder Skartierung geht. Schließlich geht es um das audiovisuelle Erbe Europas.

²⁰ http://www.beeldengeluid.nl/template_submenu.jsp?navname=Education_davideon&category=english (8.8.2005).

²¹ <http://www.academia.nl/pages/tarieven.php> (8.8.2005).

²² Vgl. <http://www.itv.com/page.asp?partid=1088> (7.8.2005).

²³ http://news.bbc.co.uk/1/hi/entertainment/tv_and_radio/3177479.stm (10.2.05)

²⁴ Vgl. auch Hecht, *Audiovisuelle Quellen*, S. 95ff. Über <http://backstage.bbc.co.uk/> hat die BBC seit einigen

Wochen die Möglichkeit geschaffen, Textfeeds der BBC Webservices über die „Really Simple Syndication“ (RSS) Technologie in eigene Webprojekte einzubauen, solange es sich um eine nicht-kommerzielle Nutzung handelt. Damit könnte zukünftig auch die Verwendung Videofiles mit Fernsehmaterial in einer Textumgebung z.B. in Rahmen von internetgestützter Lehre angedacht werden.

²⁵ <http://www.bfi.org.uk/nftva/about.html> (7.8.2005).

²⁶ Vgl. <http://www.bfi.org.uk/nftva/about.html>

Der Zugang zum großen Pool an Fernsehquellen wird nicht immer und überall für Wissenschaft und Forschung unentgeltlich sein. Wie aber die Beispiele zeigen, scheitert daran nicht zwangsläufig die Kooperation zwischen Produzenten und „Auswertern“.

Am Schluss dieses Beitrags muss festgehalten werden, dass es gerade im deutschsprachigen Raum

noch an politischer Willensbildung in Hinblick auf einen erleichterten Zugang zu den Quellen des Fernsehzeitalters fehlt. Aber die „verborgenen Schätze“ werden aus den Fernseharchiven nur mit Hilfe der Legislative zu heben sein. In diesem Sinne tut Lobbying Not, wozu an dieser Stelle all jene aufgerufen sein sollen, denen die Fernsehquellen und ihre Aufarbeitung am Herzen liegen.

Alexander HECHT (1974)

2005 Promotion zum Dr. phil. (Geschichte). Ab 1998 ständiger freier Mitarbeiter, seit 2004 Angestellter der Hauptabteilung „Archive und Dokumentation“ des ORF. Verantwortlicher von Seiten des ORF Archivs für das EU-Projekt BIRTH (Building of an Interactive Research and delivery network for Television Heritage). 2004 Koordinator des Ausbildungsmoduls „Medienarchive“ am Institut für österreichische Geschichtsforschung. Ab 2003/04 Lehraufträge für „Mediengeschichte“ am Institut für Geschichte der Universität Wien.

Audiovisuelles Gedächtnis – audiovisuelles Spiegelbild

Rainer Hubert

Augen und Ohren spielen eine zentrale Rolle bei den audiovisuellen Medien. Es scheint mir daher sinnvoll, die Hirn-Metapher „Gedächtnis“ durch eine Sinnes-Metapher wie „Spiegel(bild)“ zu ergänzen.

Denn Audiovisuelles ist Abspiegelung, ist Abbildung durch Geräte.¹ Das heißt, dass sie zwar – als Abspiegelungen einer immer stärker verbal geprägten Welt – sehr viel Gedankliches, Sprachliches enthalten, aber eben nicht nur. Audiovisuelle Aufzeichnungen sind nicht nur Gedächtnis, sie sind auch und vor allem Spiegelbild. Der Spiegel wird dabei von Menschen geführt und Menschen blicken wieder in ihn hinein: er zeigt vieles, das über sprachlich Vermitteltes hinausgeht: das Agieren von Menschen, ihre Umwelt, die Natur – den weiten Bereich des Non-Verbalen.²

Die Macht der Bilder und der Töne... und wo sie endet.

Audiovisuelle Medien sind interessant, solange sie übertragen werden: die Radio- und Fernsehsendung, die gerade läuft, oder die gerade wiedergegebene Musik. Gefroren interessiert der Posthornton nicht – außer eben die AV-Archive. Uns betrifft vor allem, was nach Ende der Übertragung geschieht: liegt eine Aufzeichnung vor? Auf welchem Träger, in welchem Format? Wie wurde/wird sie aufbewahrt?

Die für die Öffentlichkeit recht wenig interessante Tätigkeit des Sammelns und Bewahrens leidet im Falle audiovisueller Archive noch unter einer zusätzlichen Hypothek seltsamer Art. Auf der einen Seite ist offenkundig und unwidersprochen, dass audiovisuelle Medien in steigendem Ausmaß unsere Arbeits- und Lebenswelten bestimmen, auf der anderen scheint man sie immer noch nicht ganz voll zu nehmen und als den Schrift- und Printmedien ebenbürtig zu betrachten. In Österreich besteht so noch immer

keine Ablieferungspflicht für erschienene AV-Medien. In den Wissenschaften ist es mühsam, AV-Medien als mehr als Illustrationsmaterial oder Mittel der Didaktik zu etablieren, wenngleich hier Fortschritte zu beobachten sind.

Eine zweite Hypothek audiovisueller Archive liegt darin, dass ihre Träger und Formate kurzlebig sind – kürzer, als jene der traditionellen Medien. Dadurch aber wurden die AV-Archive in eine Pionierrolle bei der Digitalisierung gedrängt: da sich die ursprünglichen Filme, Photos, Magnetbänder nicht bewahren lassen, konzentrieren wir uns darauf, die Inhalte auf neue Träger und in neue Formate zu überführen. Das neue digitale Ambiente erlaubt zwar automatische und potentiell verlustfreie Migrationen, fordert aber eine ständige Obsorge der Bestände, die in Intensität und Aufwändigkeit alles übertrifft, was wir bisher kannten (vielleicht entspannt sich das ja in Zukunft). Die Verantwortung der Bewahrenden – und ihrer Geldgeber – wird höher.

Damit sind wir wieder beim öffentlichen Interesse und bei der Frage, wer das audiovisuelle Spiegelbild, das audiovisuelle Gedächtnis, bewahrt und bewahren soll. Wem das soviel wert sein soll, wie es eben kostet.

Eine Lanze für den Staat...

Die Sammlung von AV-Medien – wie die des meisten Gedächtnis-Materials – ist durch das Alterungsparadoxon behindert: Brandneues ist in der Regel von hohem öffentlichen Interesse – dann ist es primär die Sache des Marktes und nicht die von kulturbewahrenden Einrichtungen. Haben die es erst einmal, ist es bereits von Aktuellerem beschattet und nicht mehr taufisch. Darauf beginnt die „Reifezeit“ des Bewahrten – Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte, bis es wieder in den Fokus allgemeinen Interesses tritt (was vielleicht nie geschehen wird). Bewahrung von Kulturgut

¹ Audiovisuelle Medien lassen sich als apparative Abbildungen optischer und/oder akustischer Vorgänge definieren, wenngleich dabei manche Erweiterungen und Einschränkungen zu bedenken sind; siehe dazu: Rainer Hubert, The definition of AV media, in: IASA Journal No. 5, May 1995, S. 35-39, 1995-12

² Audiovisuelle Medien sind Möglichkeit abzubilden, wo

früher nur in den Formen der Alltagssprache der Kunst oder der Wissenschaft beschrieben werden konnte. Auch das Herstellen einer Abbildung ist eine Form der Beschreibung, aber sie bedient sich des Verfahrens des Abspiegeln: das ist das Neue und Wichtige an den AV-Medien.

beruht eben auf einer Art von „Generationenvertrag“: Was die AV-Archivare heute sammeln, ist vielleicht erst für künftige Generationen von AV-ArchivarInnen von besonderem Wert. Umgekehrt verwenden wir Material, das vor unserer Zeit gesammelt worden ist. Wozu diese Selbstverständlichkeit betonen? Nun, weil sie nicht mehr ganz selbstverständlich ist, wenn der Erfolg kulturbewahrender Einrichtungen und Abteilungen vor allem über wirtschaftliche Kenngrößen wie Benützerzahlen und Eigenfinanzierungsgrad bemessen wird: da ist es dann weit einfacher, den Generationenvertrag zu brechen und das zu „vermarkten“, was andere vor uns aufgehoben haben, und selbst immer weniger zu sammeln. Zwar sind audiovisuelle Archive auch Wirtschaftskörper, die sparsam und effektiv geführt werden müssen und möglichst auch noch etwas einbringen sollen. Aber das ist nicht die *raison d'être* von Archiven (Bibliotheken, Museen). Sie haben eine gesellschaftlich-kulturelle Aufgabe zu erfüllen. Die kostet etwas. Die kostet viel – und was immer diese Stellen einspielen: die Ausgaben sind höher. Woher aber soll das Geld kommen? Selbstverständlich vom Auftraggeber, von der Gesellschaft also, vertreten durch den Staat.³ Von dessen der Öffentlichkeit gegenüber auskunftspflichtigen Organen ist eher jene Kontinuität der Unterstützung zu erhoffen, die Archive – und vor allem digitale – notwendig haben. Von hier ist eher zu erwarten, dass den Institutionen der Freiraum gegeben wird, auch weniger Breitenwirksames und unmittelbar Einsetzbares zu sammeln und archivieren. Primär auf Vermarktung und Sponsoren zu setzen, scheint mir gefährlich.

Die Qual der Auswahl.

Bei sehr geraffter Darstellung besteht die Gefahr, bloß Gemeinplätze aneinanderzufügen, wie etwa jenen, dass die Auswahl breitflächig genug sein muss, um den Interessensverlagerungen, die die Zukunft sicher mit sich bringen wird, gewachsen zu sein. Ich greife daher nur zwei Aspekte des Themas heraus:

Angesichts der geringen Zahl von AV-Archiven und ihrer kärglichen Mittel ist deren enge

Absprache – wie in Österreich im Verein „Medienarchiv Austria“⁴ – und die Verhinderung von Zweigleisigkeiten notwendig. Gerade wenn digitalisiert und digital aufgehoben wird, ist solche Zusammenarbeit unabdingbar.

Von der Kooperation zum Thema, wie ein Archiv zu seinem Material kommt. – **Sein Sammelgut selbst aufnehmen...**

Die klassische Aufgabe von Archiven besteht darin, Material von (Verwaltungs-)Stellen zu übernehmen. Ins Audiovisuelle übertragen ist das die Funktion, aufzuheben, was andere hergestellt haben: darauf sind wir konzentriert, dafür gibt es theoretische Literatur und darüber wird diskutiert – und auch hier gibt es gewiss noch Verbesserungsmöglichkeiten. Gerade eine Medienform wie die AV-Medien legt es aber nahe, über diese sozusagen passive Haltung hinauszugehen: mit der nötigen Gerätschaft und Expertise versehen, wäre es sonderbar, wenn die AV-Archive stets nur auf den „Play-Knopf“, aber niemals auf den Aufnahmeknopf drücken würden. Tatsächlich gibt es auf der Welt zahlreiche AV-Archive, die selbst aktiv Quellen herstellen – und hier läge auch ein breites Feld der Aufgaben in Österreich: Die Kulturwandlungen der Gegenwart, die in ihrer Rasanz das eigentliche Geschichtsphänomen der Gegenwart darstellen, lassen sich teilweise nur audiovisuell dokumentieren: die sich proteusartig verändernden Städte und Landschaften, die sich wandelnden Arbeitswelten, der Alltag als immer neues Augenblicksphänomen. Gewiss gibt es Journalisten/innen und WissenschaftlerInnen, die darüber wichtiges audiovisuelles Material anlegen. Immer sind sie aber in der Situation, ein fertiges Produkt vorlegen zu müssen: einen konkreten Radio/Fernseh-Beitrag, eine wissenschaftliche Arbeit, einen herzeigbaren Film. Hier wäre es die Aufgabe der Archive und von mit diesen zusammenarbeitenden Wissenschaftlern/innen, – von Augenblickszwecken unabhängig – aktiv dokumentierend einzugreifen und ergänzend ungeschnittenes Quellenmaterial herzustellen. Es ist dies freilich ein Aspekt, der theoretisch viel zuwenig diskutiert und praktisch viel zuwenig erprobt ist. Allerdings

³ So nützlich und lobenswert Sponsoren sind: Wenn Wirtschaftsunternehmen eine entscheidende Rolle bei der Finanzierung übernehmen, so wäre dies eine Rückkehr zu vor-modernen Zuständen: Mäzenatentum, das nicht auskunftspflichtig ist, warum etwas ausgewählt und unterstützt wurde und etwas anderes nicht. Aber es ist ja auch gar nicht so: Sponsormittel sind – im Vergleich zu den Aufwendungen der öffentlichen Hand – marginale

Summen, um die allerdings viel Wesens gemacht wird. Da ist es schon sicherer, wenn das Geld primär direkt von daher kommt, wo es kommen muss: Aus öffentlichen Mitteln, nach überprüf- und diskutierbaren Kriterien verteilt, von verantwortlichen Politikern, von unabhängigen Beamten durchgeführt.

⁴ <http://www.medienarchiv.at/>

möchte ich darauf hinweisen, dass meine eigene Stelle, die Österreichische Mediathek, seit Jahrzehnten auf diesem Gebiet tätig ist und auch andere Stellen, wie etwa Phonogrammarchiv und Volksliedwerk, bestimmte Themen aktiv bearbeiten. Dennoch ist Fakt, dass laufend Lücken in der audiovisuellen Überlieferung entstehen, die zu verhindern gewesen wären. – Ähnliche Aussagen lassen sich über Interviews treffen: hier wird zwar viel Material angelegt, meist aber für eher eng gesteckte augenblickliche Ziele. Außerdem finden nicht alle Interviews den Weg in ein entsprechend ausgestattetes Archiv. Wenn schon ein eigenes nationales Oral-history-Institut unrealistisch sein mag (warum eigentlich?) – ein zwischen den Interessierten akkordiertes Ziehen-am-gemeinsamen-Strang wäre wünschenswert. Womit wir beim **nationalen Sammelplan** für audiovisuelle Medien wären. Dieser Gedanke wird dabei in Fachkreisen seit vielen Jahren angesprochen – und tatsächlich sind manche Absprachen zwischen AV-Archiven als Ansätze in diese Richtung zu sehen. Ich glaube dabei, dass es weniger schwierig wäre, einen solchen Plan in der Diskussion aller Interessierten zu entwickeln, als die strategischen Mittel zu erhalten, die wohl nötig wären, ein paar Schwergewichtssetzungen und strukturelle Verbesserungen vorzunehmen. Ähnliches gilt im übrigen auch von einem nationalen Digitalisierungs- und Langzeitarchivierungsplan.

Zum Abschluss ein in der öffentlichen Diskussion – und bei vielen Projekten – immer noch unterschätztes Thema:

Langzeitarchivierung – Die digitale Arbeit des Sisypchos

Die Einschätzung der technischen Seite digitalen Bewahrens bewegt sich zwischen Euphorie und Apokalypse: Manche glauben, dass man nur digitalisieren müsse, um alles zu retten, andere meinen, dass damit der digitale Weltbrand programmiert sei. Mit dem nötigen Salz verse-

hen, stimmen beide Einschätzungen – es hängt bloß davon ab, wie man die Langzeitarchivierung anlegt und umsetzt.

Ein paar Feststellungen in gebotener Kürze

- gerade audiovisuelle Träger und Formate erfordern zu ihrer Erhaltung der Digitalisierung (Film ist dabei derzeit aus einer Reihe von Gründen noch problematisch); es wird daher – mehr oder weniger professionell – digitalisiert
- born-digital-(AV-)Material – also Information, die bereits in digitaler Form das Licht der Welt erblickt – nimmt einen immer größeren Teil des Zuwachses ein
- digitale Träger und Formate sind nicht langlebiger als analoge – eher im Gegenteil; daher keine gedankliche Fixierung auf bestimmte Dauerlösung (mit dem Speichern digitaler Daten auf CD-ROM oder DVD ist das Problem der Langzeitarchivierung keinesfalls gelöst – vielmehr beginnt es damit oft erst)
- digitales Kopieren ist verlustfrei (zumindest kann es verlustfrei sein!) und automatisierbar; daher stehen derzeit Lösungen, die oftmaliges Migrieren von Träger zu Träger, von Format zu Format vorsehen, im Vordergrund; digitale Daten müssen derzeit bewegt werden wie die Pferde – und zwar ohne Unterbrechung!
- die Bewahrung auf digitaler Basis ist derzeit weder einfacher noch billiger als die alten analogen Verfahren, aber es gibt keine Alternative dazu.
- Inhalte werden in der Regel – nicht immer! – durch Digitalisierung leichter zugänglich.
- die Komplexheit der Arbeitsabläufe drängt dazu, Digitalisierung, Langzeitarchivierung, und Benützung via Datenbanken zu einer systemischen Einheit zusammenzufassen; aus der Erfahrung der Österreichischen Mediathek gesprochen: es ist mühsam, zu einem solchen System zu kommen, aber ohne geht es eigentlich nicht mehr!

Rainer HUBERT (1950)

1974 Promotion zum Dr. phil. (Zeitgeschichte). Seit 1974 in der Österreichischen Phonotheke (jetzt Österreichische Mediathek), ab 2001 Leiter dieser Stelle (Abteilung des Technischen Museums Wien), 2002 Vorsitzender der MAA (Medien Archive Austria, früher AGAVA), 2003 Vice-President International Advisory Committee for „Memory of the World“ der UNESCO.

Publikationen zu historischen, kulturhistorischen und archivalischen Fragen; Vortragender für AV-Medienwesen im Rahmen von Bibliothekars- und Dokumentalisten-ausbildung und an der Fachhochschule Burgenland.

Flüchtig aber authentisch – Zur Glaubwürdigkeit elektronischer Medien in ihrer Anfangszeit

Eine Spurensuche zwischen Röhrenradio und Schwarz-Weiß-Fernseher

Jo Adlbrecht

„Glaubwürdigkeit“ ist eine zentrale Bewertungskategorie jener Medien, die nicht nur unterhalten, sondern auch informieren wollen. Diese Dimension ist umso wichtiger, je größer die inter- bzw. intramediale Vielfalt ist. Wann immer ein neues Medium wachsende Verbreitung findet, stellt sich die Frage, wie weit es zur Übermittlung von Nachrichten, im Besonderen von politischer Information, geeignet ist und wie das Publikum seine „Glaubwürdigkeit“ einstuft. Das Radio war das erste Medium, das der Tagespresse das Monopol der aktuellen Nachrichtenübermittlung strittig machte. In diesem Beitrag wird versucht, Spuren des Konzepts der „relativen“ Glaubwürdigkeit des frühen Radios und später des Fernsehens in Österreich in Relation zur Tagespresse zu finden.

„Glaubwürdigkeit“ kann im historischen Kontext nicht als Antwort auf eine präzise gestellte Frage verstanden werden. Dezidierte Intermedia-Vergleiche liegen für Österreich erst ab 1961 vor. „Glaubwürdigkeit“ ist in den über 35 Radio-Jahren davor ein Konglomerat, das Vertrauenswürdigkeit, Image, Objektivität und Wirkungs-Vermutungen umfasst. Dabei interessieren in diesem Beitrag weniger Einzelmeinungen, sondern empirische Studien zur Medienglaubwürdigkeit aus der Sicht der Publika. Langzeitstudien zu Mediennutzung und -Bewertung stehen für Österreich nicht zur Verfügung. Auch Ad-hoc-Studien fehlen für viele Jahre bzw. sind nur schwer auffindbar, nicht immer zugänglich und bisher nicht systematisch aufgearbeitet. Eine Ausnahme sind die Jahre 1946 bis 1954, in denen die

US-Army vorerst im amerikanischen Sektor und später auch darüber hinaus intensive Meinungsforschung betrieb.¹ Diese Studien bilden den Schwerpunkt des Beitrags. Die vorliegende Zusammenstellung kann nur eine Skizze sein, die durch ein Forschungsprojekt zu vertiefen wäre, das den medialen Wandel anhand der einschlägigen Modelle beschreibt.²

Die „hohe Zeit“ des Radios als tagesaktuelles Leitmedium begann in den 30er Jahren. Im März 1933 wies Goebbels die Intendanten an, dass der Rundfunk die Zustimmung zum Nationalsozialismus zu gewinnen und zu verteidigen habe. Das Volk muss mit den „geistigen Inhalten unserer Zeit“ so innerlich durchtränkt werden, „dass niemand mehr ausbrechen kann.“³ Am 18. März 1933 eröffnete der nationalsozialistische, bayerische Justizminister und Reichstagsabgeordnete Hans Frank „das verbale Feuer über die Ätherwellen“ gegen Österreich.⁴ Zum 10-Jahres-Jubiläum der RAVAG 1934 schrieb Kanzler Schuschnigg in seiner Grußbotschaft: „Nunmehr darf und muss auch der Rundfunk vom Staate zu seinen Zwecken in einem erhöhten Maße herangezogen werden.“⁵ Zu dieser Zeit hatten weniger als die Hälfte der österreichischen Haushalte ein Radiogerät. Der große Boom kam erst 1938.

Ursprünglich ausgehend von der Sowjetunion, wurde Radio von den Diktaturen und ab 1937 auch von den Demokratien essentiell für die politische Propaganda genutzt. „Mit dem Radio wurde ein Mittel geschaffen, das dem Staatschef,

¹ An dieser Stelle danke ich Herrn A.o. Univ. Prof. Dr. Fritz Hausjell (Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft) und Herrn Univ.-Doz. DDR. Oliver Rathkolb (Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien) für das Überlassen von Dokumenten aus dem Bestand des National Archives (Records of United States Occupation Headquarters, World War II) in Maryland. Wenn nicht anders angeführt, stammen die im Folgenden zitierten US-Studien aus diesem Bestand.

² Zuletzt für Österreich ab den 60er Jahren: Plasser, Fritz / Ulram, Peter A.: Öffentliche Aufmerksamkeit in der Mediendemokratie. In: Plasser, Fritz (Hg.): Politische

Kommunikation in Österreich. Ein praxisnahes Handbuch. Wien, 2004. 37-99.

³ Frei, Norbert / Schmitz, Johannes: Journalismus im Dritten Reich. München, 1989, 83.

⁴ Diller, Ansgar: „Das deutsche Radio wirkt mächtig“. Vor 50 Jahren ging der deutsch-österreichische Rundfunkkrieg zu Ende. In: Funk-Korrespondenz, 30/84 / 27.07.84, P1-P3.

⁵ Zehn Jahre Rundfunk in Österreich. Österreichische Radioverkehrs-AG: 10 Jahre Radio Wien. Festnummer. (= Radio-Wien, 1/34, 11. Jg., Freitag, 28.09.1934, 3.

dem politischen Führer die Möglichkeit gibt, in jedem Augenblick zu seinem Volk zu sprechen...“⁶ Dieser Gestus der Authentizität der gesprochenen Sprache scheint in der vielerorts noch stillen Welt der 30er Jahre sehr eindrucksvoll gewesen zu sein.

Glaubwürdigkeitsforschung

„Jeder, der etwas glauben muss, was durch eigene Anschauung nicht prüfbar ist, muss auf Sehende vertrauen – ohne jedoch sicher sein zu können, dass jene tatsächlich zu sehen vermögen.“⁷

Die Nutzung von Nachrichten zum Zweck des Informationsgewinns macht nur dann Sinn, wenn diesen ein Mindestmaß an Glaubwürdigkeit entgegengebracht werden kann. Es ist für die Massenkommunikation charakteristisch, dass es kein aus persönlichen Erfahrungen gewonnenes Vertrauen oder Misstrauen gegenüber dem Überbringer einer Botschaft gibt. Der fehlende persönliche Kontakt muss durch ein Geflecht aus eigenem und fremdem Wissen und Erfahrungen ersetzt werden. Nützlichkeit und Glaubwürdigkeit sind für den Rezipienten Dimensionen zur Beurteilung massenmedialer Inhalte, wobei die Glaubwürdigkeit auf die Merkmale zielt, die dem Kommunikator zugeordnet werden.⁸

Die Glaubwürdigkeit als Resultat einer imaginären Beziehung zwischen Kommunikator und Rezipient, wurde vielfach untersucht. Die ersten Studien gab es während des zweiten Weltkriegs in den USA. Die Yale-Gruppe um Carl Hovland formulierte unter der Annahme eines streng kausalen Wirkungsmodells glaubwürdigkeitsrelevante Eigenschaften eines Kommunikators, wie „Vertrauenswürdigkeit“ und „Kompetenz“ welche später im Hinblick auf das Fernsehen noch durch „Dynamik“ ergänzt wurden. Dieses Modell wirkt in modifizierter Form bis heute. Die in den USA Anfang der 80er Jahre konstatierte Glaubwürdigkeitskrise führte zu einer intensiven Forschungstätigkeit. An dieser wurde kritisiert, dass sie

weder dem Konstrukt „Glaubwürdigkeit“ noch der Komplexität des Publikums gerecht wurde. Dem kommunikatorzentrierten Modell wird heute ein rezipientenorientiertes Modell entgegengestellt.⁹ Glaubwürdigkeit wird „als mehrdimensionales Konzept verstanden, das gerade bei der Medienkommunikation dadurch Relevanz gewinnt, dass der Wahrheitsgehalt von Aussagen nicht nachgeprüft werden kann.“¹⁰

Für eine historische Betrachtung kann nicht auf Studien zurückgegriffen werden, die den theoretischen Standards der neueren Glaubwürdigkeitsforschung entsprechen. In der Medienpraxis ist die Frage nach der Glaubwürdigkeit ein Teilaspekt unterschiedlicher Studien der Markt- und Meinungsforschung neben anderen Indikatoren der Medienleistung wie Reichweite, Nutzungsintensität oder Bindung. In erster Linie geht es dabei um den Vergleich des Glaubwürdigkeitsprestiges (= relative Glaubwürdigkeit) in Bezug auf Information. Charakteristisch für diese meist repräsentativ angelegten Studien ist die Fragestellung: „Wem glauben Sie in Bezug auf Information mehr: der Presse, dem Rundfunk, dem Fernsehen, Freunden oder Bekannten?“ Die Frage wird als relevant angesehen, weil man davon ausgeht, dass die Glaubwürdigkeit auf die Wahrnehmung und Akzeptanz politischer Berichterstattung oder Werbebotschaften ausstrahlen kann. Die grundlegende Annahme ist, dass eine hohe Glaubwürdigkeit mit einer hohen Wirkung auf das Publikum verbunden ist.¹¹ Das Spektrum möglicher Fragestellungen reicht von der „harten“ Formulierung „Wenn Sie sich in einer politischen Frage informieren wollten, was ist für Sie da die glaubwürdigste Informationsquelle?“, über Imagefragen, die Medienbindung (Entbehrlichkeit) bis zur Insel-Frage.

80 Jahre intermedialer Wettbewerb

Glaubwürdigkeit war in der mono-medialen Welt vor der Einführung des Radios nur eine Frage des Wettbewerbs zwischen den Zeitungen. Erst mit

⁶ Huth, Arno: Radio heute und morgen. Zürich u.a. 1944, 67.

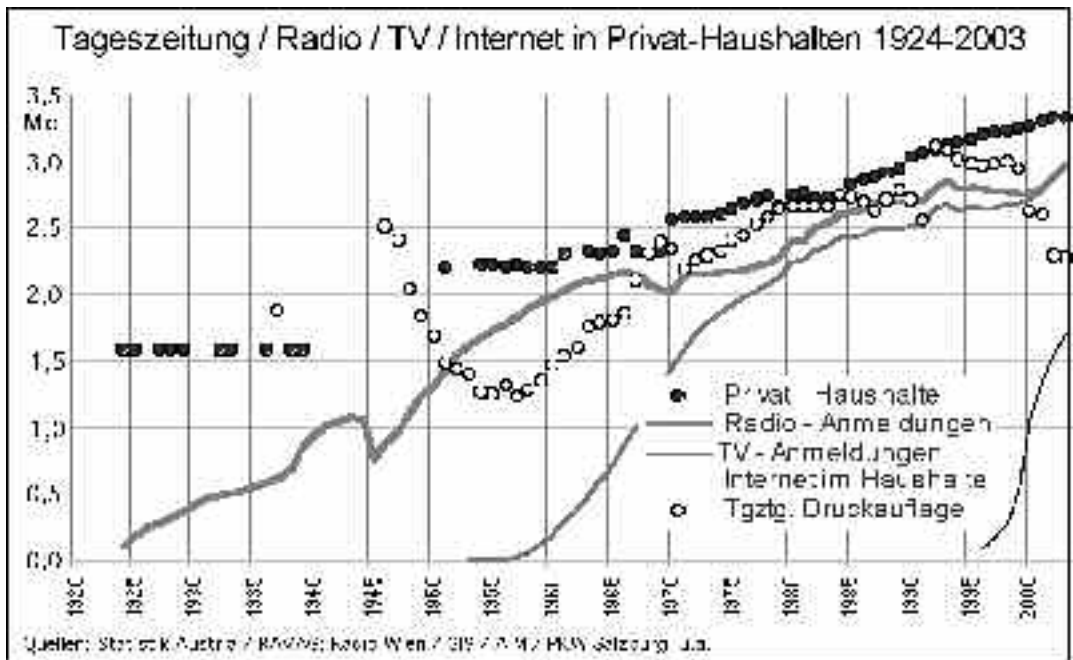
⁷ Görke, Alexander: Den Medien vertrauen? In: Löffelholz, Martin (Hg.): Krieg als Medienereignis. Grundlagen und Perspektiven der Krisenkommunikation. Opladen, 1993: 127-144, hier: 127.

⁸ Vgl. Weischenberg, Siegfried: Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation. Band 2: Medientechnik, Medienfunktionen, Medienakteure. Opladen, 1995, 293-303.

⁹ Vgl. Deimling, Susanne / Bortz, Jürgen / Gmel, Gerhard: Zur Glaubwürdigkeit von Fernsehanstalten. Entwicklung und Erprobung eines Erhebungsinstruments. In: Medienpsychologie. Zeitschrift für Individual- und Massenkommunikation, 3/93, 203-219.

¹⁰ Weischenberg, Journalistik, 303.

¹¹ Koschnick, Wolfgang J.: Standard-Lexikon für Mediaplanung und Mediaforschung in Deutschland. München u.a., 1995. sv Glaubwürdigkeit.



der zunehmenden Differenzierung der Medienlandschaft und des damit verbundenen inter- und intramedialen Wettbewerbs um die Aufmerksamkeit und das Zeitbudget der Menschen, wurden Fragen der Glaubwürdigkeit und des Vertrauens so interessant, dass sie anhand spezifischer Fragen in einschlägigen Studien erhoben wurden. „Je größer die Konkurrenz im Informationssektor ist, desto größer ist vermutlich die Bedeutung dieses Faktors.“¹² Auftraggeber dieser teuren Untersuchungen waren und sind Medienunternehmen oder politische Parteien.

Eine zusammenfassende Darstellung der Entwicklung des intermedialen Wettbewerbs seit 1924 ist nur näherungsweise über Haushaltsdaten¹³ möglich, wobei die Datenqualität variiert. Die Verbreitung des Hörfunks lässt sich anhand der Anmeldestatistik verfolgen. Bis in ganz Österreich zumindest in den Zentren die RAVAG

empfangbar war, dauerte es mehr als zehn Jahre. Erst am 15. November 1933 nahm der provisorische Vorarlberger Sender seinen Betrieb auf.

Bei den Tageszeitungen fehlen vor 1950 die Druckauflagen größtenteils. Die Erhebungsstandards wurden erst im Laufe der Zeit präzisiert. Eine Erklärung für den Auflagenpeak unmittelbar nach dem Krieg ist „eine Art ‚Nachrichten-hunger‘ nach den Jahren der Diktatur, aber auch ein Bedürfnis der gesellschaftlichen Akteure, die Bevölkerung zu informieren und von den jeweiligen Vorstellungen zu überzeugen.“¹⁴

Für Radio und Fernsehen gibt es vor 1945 keine personenbezogenen Daten. Die erste Studie, die einen weitesten Hörerkreis ausweist, ist eine Repräsentativstudie der Survey Section der US-Army im Oktober 1946.¹⁵ In Wien waren 74 % der Bewohner des amerikanischen und britischen

¹² Bentele, Günter: Der Faktor Glaubwürdigkeit. Forschungsergebnisse und Fragen für eine Sozialisationsperspektive. In: Publizistik, 2-3/1988, 406-426, hier: 421.

¹³ Ältere Daten für Privat-Haushalte liegen nur teilweise vor. Angaben zwischen den Volkszählungsjahren sind vor der Einführung des Mikrozensus 1967 Schätzwerte. Die Verdoppelung der Privathaushalte seit 1924 ist neben der gestiegenen Einwohnerzahl und dem Trend zu Singlehaushalten auch auf die Aufteilung von Mehrgenerationen-Haushalten zurückzuführen.

¹⁴ „Die Zeitungen erschienen, so zeitgenössische Berichte, in hoher Auflage, aber mit wenigen Seiten (das kontingentierte Papier wurde also eher zur Erhöhung der Auflage als zur Erhöhung des Umfangs verwendet); alle

Besatzungsmächte vergaben in allen Bundesländern an alle demokratischen politischen Parteien Lizenzen zur Zeitungsherausgabe, was eine regionale Vielfalt hervorbrachte, die nach dem Fall des Lizenzzwangs Mitte 1947 unter marktwirtschaftlichen Bedingungen nicht zu halten war.“ Dr. Josef Seethaler, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Kommission für historische Pressedokumentation in einem E-Mail (09.09.04) an den Autor.

¹⁵ US-Army / Survey Section Report: Preliminary report on Radio listening in General in the US and British Sector of Vienna. October 1946. The National Archives. Record Group No. 260. ACA Austria ISB – Survey Section – Report. 7 S.

Sektors Radiohörer. Dieser Wert kann nicht als Näherungswert für ganz Österreich herangezogen werden. Die Radioversorgung in der Bundeshauptstadt war mit einem Anteil von knapp 40 % der angemeldeten Radios atypisch hoch. Durch die Nähe zu den Radiosendern war der Empfang auch mit einfachen Geräten möglich. Die erste Studie mit einer Radio-Reichweite für Gesamtösterreich wurde erst zwanzig Jahre später gemacht.¹⁶ Laut erster Media-Analyse von 1965 haben 67 % „gestern Radio gehört“, wobei es in 95 % der Haushalte ein Radiogerät gab. Betrachtet man die jährlichen Zuwachsraten, dann hat das Radio bereits Ende der fünfziger Jahre seinen Sättigungsgrad erreicht.¹⁷ Setzt man den abgefragten Wert in Relation zu den gebührend zahlenden Haushalten, ergibt sich für 1965 ein Schwarzhöreranteil von rund 5 %.¹⁸ Die Kurve der Radio-Anmeldungen liegt um diesen Wert unter dem tatsächlichen Versorgungsgrad.

1965 besaßen laut Media-Analyse (MA) 30 % der Haushalte ein Fernsehgerät. Vergleicht man beim Fernsehen Haushaltsbesitz und Meldungen, beträgt die Differenz zu dieser Zeit einen Prozentpunkt. Gegenwärtig geht man von einer Schwarzseherquote von acht Prozent aus. Die vermutlich ersten empirisch erhobenen Fernsehdaten stammen ebenfalls aus der MA. Über 1,6 Millionen bzw. 33 % der 14-69-jährigen hatten ein TV-Gerät im Haushalt. Es wurde intensiv genutzt. 91 % der Personen in Fernsehhaushalten haben „gestern ferngesehen“.¹⁹

Vom „Kleinen grünen Kaktus“ zum „Krieg der Welten“

The War of the Worlds (30.10.1938)²⁰

In den 20er Jahren galt das Radio vor allem als apolitisches Unterhaltungsmedium. Sein spezifi-

sches Potential als schnelles Informationsmedium unterlag anfangs noch technischen Beschränkungen und konnte sich vor allem durch die einschränkende Gesetzgebung nicht entfalten. Durch seine schnelle Verbreitung und die politischen Krisen entwickelte sich aus dem Hörfunk, von Kritikern anfangs nur „als fesselndes, quälendes und eigenartiges Spielzeug“ angesehen, in mehr als einem Jahrzehnt ein Informationsmedium.

Neben den traditionellen Legitimationsverfahren des Radios wie Expertenvorträgen oder Bildungsprogrammen gab es anfangs Tagesneuigkeiten nur in Form verlesener amtlicher Mitteilungen. Vorerst sah man in Österreich keine Konkurrenz zur Tagespresse, da aktuelle Information und Werbung verboten waren. Spätestens 1935 hat sich das geändert. „Für die Presse ist es zweifellos schmerzlich, wenn das Informations- und Aufklärungsmonopol, das sie bisher besessen hat, plötzlich von einer neuen technischen Errungenschaft gestört wird, doppelt schmerzlich, als sie diese Beeinträchtigung in einer Zeit des schwersten Existenzkampfes überrascht hat.“²¹ Die intermediale Konkurrenz durch die RAVAG war vergleichsweise gering, aber der Fernempfang ausländischer Nachrichten war Mitte der 30er Jahre selbstverständlich. Laut Programm der „Radio Woche“ gab es Anfang 1935 täglich zwischen 06:05 und 22:30 Uhr sieben- und zwanzig deutschsprachige Nachrichtensendungen auf siebzehn Sendern.²²

Als wirklich neuartiges, medienspezifisches Legitimationsverfahren entwickelte sich das Prinzip der Live-Berichterstattung, die Ohrenzeugenschaft.²³ Durch diese bis dahin unbekannte, vermeintliche Nähe zu der alltäglichen Erfahrung des Angesprochen-Werdens ist der Rundfunk ein Rückgriff vortypographischen Verstehens. Inner-

¹⁶ Von Lintas und J. Walter Thompson 1962 initiierte. Gilt als erste europäische „single source“-Studie, da Print, TV, Radio und Kino gleichzeitig erhoben wurden. Davor sind keine größeren österr. Studien bekannt, so Franz Alexander Späth, wesentlichen Promotor der MA in einem E-Mail (20.08.04) an den Autor.

¹⁷ Stiefel, Dieter: Wirtschaftsgeschichte des österreichischen Fernsehens. Band 25: ORF Berichte zur Medienforschung, Forschungsarbeiten „25 Jahre Fernsehen“. Wien, 1980, 22.

¹⁸ In der Anfangszeit des Radios dürfte der Schwarzhöreranteil noch deutlich höher gewesen sein. Die Monopolbehörde ging 1924 von ungefähr 30.000 Hörern aus. 11.000 waren beim Sendebeginn der RAVAG angemeldet. Czeija, Oskar: Vor zehn Jahren – und heute! In: Österreichische Radioverkehrs-AG: 10 Jahre Radio

Wien. Festnummer. (= Radio-Wien, 1/34, 28.09.1934), 15-16.

¹⁹ Vgl. Gehmacher, Ernst: Trends der TV-Nutzung in Österreich. (= Band 6: ORF Berichte zur Medienforschung, Forschungsarbeiten „25 Jahre Fernsehen“.) Wien, 1980.

²⁰ Hörspiel von Orson Wells auf CBS Radio.

²¹ [N.N.]: Rundfunk und Presse. In: Beilage zum „Gewerkschafter“. Der Journalist. Fachbeilage der Gewerkschaft der Journalisten Österreichs. April 1935, Folge 4, 1.

²² „Deutschsprachige Nachrichten“ In: Radio Woche, 5/35, 26. Jänner 1935, 2.

²³ Vgl. Lenk, Carsten: Die Erscheinung des Rundfunks. Einführung und Nutzung eines neuen Mediums 1923-1932. Opladen, 1997, 249.

halb kurzer Zeit erreichte das Radio einen Glaubwürdigkeitsgrad, der über die bloße Legitimation von via Radio verbreiteten Inhalten deutlich hinausging. Schon zwölf Jahre vor Orson Welles simuliertem Experteninterview²⁴ gab es in Deutschland das Hörspielexperiment „Der Minister ist ermordet“ (1926), in dem der Tod des damaligen Außenministers Stresemann vorgespielt wurde und das in Berlin „Entsetzen und Verwirrung“ bewirkte.²⁵

Frühe Radiostudien

„Keine Politik, keine Börse, keine Predigt!“

Die Studien der frühen Radiotage sind Hörerbefragungen nach Vorlieben für bestimmte Programmgenres ohne Repräsentativitätscharakter. Mit dem Beginn des regulären Radiobetriebs in Deutschland am 29. Oktober 1923 erschienen die ersten Fachzeitschriften für den „Radiosport“. Ein oft behandeltes Thema war die schon deutlich weiterentwickelte amerikanische Radioszene. Die amerikanische Radiopresse organisierte schon bald große Leserbefragungen nach den Hörerwünschen, über die berichtet wurde.²⁶ Die früheste Erhebung in Österreich ist ein Preisausschreiben der Zeitschrift „Radiowelt“ vom Frühjahr 1924.²⁷ Die RAVAG hatte seit Februar eine Konzession. Im März gab es das erste Konzert des kommerziellen Radio-Hekaphon, im Juli begann der regelmäßige Probebetrieb.²⁸ Die Mehrheit der sechzig Einsender forderte Ordnung im Frequenzbereich sowie „Amateurfreiheit“, also eine liberale Rundfunkgesetzgebung. Weiters ging aus den Zuschriften hervor „dass der Wiener hauptsächlich Unterhaltung, der Provinzler

Belehrung und Bildung sucht.“ Im Sommer 1924 wurde in der Zeitschrift von einer groß angelegten Studie dreier Sendestationen in Chicago berichtet. Am beliebtesten sei in den USA nunmehr die volkstümliche Musik.²⁹ Im Dezember 1924 veranstaltete die österreichische „Radiowelt“ ihre zweite Hörerbefragung.³⁰ Die Rücklaufquote ist nicht bekannt, aber das pointierte Fazit: „Keine Politik, keine Börse, keine Predigt!“³¹ Am beliebtesten waren neben den Zeitungen die Konzerte. Ebenfalls unbekannt ist die Fallzahl der „Stimmzettel“ der Befragung der deutschnationalen „Radio-Woche“ vom Jänner 1928.³²

Anfang 1928 gab es rund 292.000 Radioabonnenten. Bis Ende 1931, dem Untersuchungszeitpunkt der RAVAG-Hörerbefragung unter der Leitung von Paul Lazarsfeld, stieg die Zahl auf 469.000 an. Näherungsweise umgelegt auf Personen, hatte knapp ein Viertel der Bevölkerung Zugang zu einem Radiogerät. Die RAVAG gab diese erste Studie unter wissenschaftlicher Leitung in Auftrag, um die Gründe für die steigenden Abmeldungen zu analysieren. Fragen, die auf die Bewertung der Informationsleistung des Radios im Vergleich zu Zeitungen oder Magazinen zielen, wurden nicht gestellt. 1937 wurde mit dem Verweis auf das festgestellte große Unterhaltungsbedürfnis die Programmabteilung „Unterhaltung“ gegründet. Die methodische Innovation dieser Untersuchung, die differenzierte Darstellung der Programmpräferenzen nach sozial relevanten Schichtungen wie Alter, Beruf oder Einkommen, wurde ein Standard der Sozialforschung.³³ Bei den Studien der US-Army ab 1946 war eine derartige Aufschlüsselung bereits selbst-

²⁴ Cantril, Hadley: Die Invasion vom Mars. 14-29. In: Prokop, Dieter (Hg.): Medienforschung. Band 2. Wünsche, Zielgruppen, Wirkungen. Frankfurt am Main, 1985.

²⁵ Lenk, Erscheinung des Rundfunks, 249.

²⁶ [H.G.]: Was die Radioamateure hören wollen. In: Radio für alle. Unabhängige Zeitschrift für Radiotechnik und Radiosport. Stuttgart, Nr. 1 / 1924, Jänner 1924, 52. Zeitschrift „Wireless Age“ / Herbst 1923 / n = 100.00. 30 % wollen hauptsächlich klassische Musik und Opern, 29 % hauptsächlich Tanzmusik.

²⁷ In der ersten Nummer der Zeitschrift Radiowelt Nr.1 / 9. März 1924 wurde ein Preisausschreiben mit dem Titel „Das ideale Broadcasting“ angekündigt. Ergebnisse in: [N.N.]: Das Ideale Broadcasting. Unser Preisausschreiben. In: Radiowelt, Nr. 16 / 22. Juni 1924, 1.

²⁸ Vgl. Zehn Jahre Rundfunk in Österreich. Eine Chronik in Schlagworten. In: Österreichische Radioverkehrs-AG, 10 Jahre Radio Wien, 76-77.

²⁹ 29 % der 263.410 Wunschzettel-Einsender bekundeten dies. [N.N.]: Was wollen die Rundfunkteilnehmer hören?

In: Radio für alle. Unabhängige Zeitschrift für Radiotechnik und Radiosport. Stuttgart, Nr. 10 / 1924, 128.

³⁰ Zusammenfassung der Hörerumfrage der Radiowelt von 1924 bei: Mark, Desmond: Entstehungsgeschichte, kulturelles Umfeld und Rezeption der RAVAG-Studie von 1932. In: Mark, Desmond (Hg.): Paul Lazarsfelds Wiener RAVAG-Studie 1932. Der Beginn der modernen Rundfunkforschung. Wien u.a., 1996, 75-104, hier: 77 f. 110.312 Hörerinnen und Hörer füllten einen Fragebogen aus.

³¹ [N.N.]: Sie haben gesprochen! In: Radiowelt. Illustrierte Wochenschrift für Jedermann, Nr. 19 / 9.5.1925, 1.

³² Zusammenfassung der Umfrage der Radio-Woche vom Jänner 1928: Mark, Entstehungsgeschichte, 75-104, hier: 78 f.

³³ Neurath, Paul: Paul Lazarsfelds Beitrag zu den Anfängen der Massenkommunikationsforschung. Nr. 4 der Arbeiten des Paul F. Lazarsfeld Archivs an der Universität Wien, Institut für Soziologie. In: Werbeforschung & Praxis, 2/1989, 52-58.

verständlich. Breit angelegte Hörerbefragungen zur Ermittlung der technischen Ausstattung und Hörerstruktur gab es Mitte der 30er Jahre auch in Ungarn und Polen.³⁴

Ab Anfang der 30iger Jahre fand das Radiohören seine heutige technische Form. Die Radioapparate hatten oft schon einen eingebauten Lautsprecher. Die Bedienung der Geräte wurde standardisiert und erforderte immer weniger technisches Know-how. Im November 1933 überstieg die Zahl der registrierten Teilnehmer erstmals eine halbe Million. Über 12 % der täglichen RAVAG-Sendezeit von elfeinhalb Stunden entfielen auf Nachrichten.³⁵

„Die gesprochene Zeitung“ – Unaktuelle amtliche Mitteilungen.

Von Radionachrichten erwartete man sich während des Testbetriebs der RAVAG noch, „dass die gesprochene Zeitung des Wiener Radiosenders eine Zeitung von gleichmäßig hohem Niveau, eine reichhaltige, interessante, moderne Zeitung sein muss.“³⁶ Die Realität sah anders aus. Mittels Bescheid wurde der RAVAG nur erlaubt, neben Wetterberichten Nachrichten, die von der Amtlichen Nachrichtenstelle (ANA) bezogen wurden, ungekürzt zu verlesen.³⁷ Aktive Politiker hatten Sprechverbot, weder marxistische noch religiöse Themen wurden behandelt. Als „beschämend und empörend“ wurden die RAVAG-Nachrichten empfunden, die sich mit ausländischen Belanglosigkeiten beschäftigten und die angespannte innenpolitische Lage ignorierten. Gegen den großen Widerstand der Presse wurde von der ANA ein eigener Rundfunk-Nachrichtendienst eingeführt, der kurze, radiotaugliche Meldungen lieferte.³⁸ Damit die Wettbewerb-

schanzen der Tagesblätter dennoch gewahrt bleiben, erreichten die Verleger, dass die „farblosen“ Nachrichten auch noch einen Tag zeitversetzt ausgestrahlt wurden. Damit war das Radio als aktuelle Informationsquelle besonders in Städten mit Zeitungsdruckereien vorerst nur mäßig interessant. Die technische Weiterentwicklung führte Ende der 20er zum „wandernden Mikrophon“, das zuerst noch am Kabel hing, bald aber durch Kurzwelle ortsunabhängig mit dem Studio verbunden war. Spätestens mit der Live-Übertragungen von sportlichen Großereignissen wie dem Fußballspiel Österreich gegen England aus London im Dezember 1932 wurde deutlich, dass die Unmittelbarkeit einer Radioübertragung den Printmedien überlegen ist.³⁹ Konsequenzen für die Gestaltung der Radionachrichten hatte das keine. „Durch die lakonische Kürze der Meldungen, ihre unsensationelle Aufmachung, durch Ausschaltung von Kriminalmeldungen, allgemeinen Gerichtssaalmeldungen, normalen Tagesneuigkeiten usw. – ein Grundsatz, der nur in außerordentlichen Fällen durchbrochen wird – kann nie eine Beeinträchtigung der Verbreitung der Zeitung mit ihrer Fülle von Lesestoff erfolgen,...“⁴⁰

Bei den Ereignissen des Jahres 1934 war der Rundfunknachrichtendienst der ANA bereits ein unentbehrliches Verlautbarungsorgan des Ständestaates geworden. Dem Radio wurde eine immense Wirkung zuerkannt.⁴¹ Mit dem Rundfunk könne man „auf die Willensbildung der Masse ungeheuren Einfluss nehmen. In diesem Sinne ist er politisch von weittragender Wichtigkeit, da durch ihn an Millionen Menschen die politische Lehre vermittelt werden kann.“⁴² Dementsprechend umkämpft war der Rundfunk. Es gibt Hinweise, dass die massive politische Propaganda nicht sehr beliebt war. Die zeitweilige

³⁴ Ungarische Befragung mit 279.000 Antworten (83 % Rücklauf) im Mai 1934. Ungarische Statistik: In: Radio Woche, 13/35, 23.03.35, 4. Es wird auch von einer polischen Studie berichtet, die zum wiederholten Male durchgeführt werden soll.

³⁵ Im ersten Jahrzehnt der RAVAG wurden im Jahresschnitt 10,7 % Nachrichten gesendet, wobei es in der Anfangszeit noch keinen regelmäßigen Nachrichtendienst gab. [N.N.]: Der österreichische Rundfunk in Zahlen. In: Österreichische Radioverkehrs-AG, 10 Jahre Radio Wien, 73.

³⁶ [Anderle, Franz]: Die Sendung des Wiener Senders. In: Radiowelt. Illustrierte Wochenschrift für Jedermann. Wien. Nr. 23/24, 10.08.24, 1-2.

³⁷ Zu den amtlichen Rundfunknachrichten der RAVAG vgl. Dörfler, Edith / Pensold, Wolfgang: Die Macht der Nachricht. Die Geschichte der Nachrichtenagenturen in Österreich. Wien, 2001. 328-333.

³⁸ Initiator war der Leiter der amtlichen Nachrichtenstelle Dr. v. Pfandl-Hadermur. Scheuer, Heinrich: 75 Jahre Amtliche Nachrichtenstelle. Wien, 1934. 55 f.

³⁹ Marschik, Matthias: Die Geburt der Nation aus dem Unterseekabel. Eine Momentaufnahme aus Österreichs Rundfunkgeschichte. In: Medien & Zeit, 3/04, 16-24.

⁴⁰ [N.N.]: Rundfunk und Presse. In: Der Journalist. Fachbeilage der Gewerkschaft der Journalisten Österreichs, Mai 1935, 4.

⁴¹ Ein Erklärungsansatz dafür ist das damalige Vorherrschen der Stimulus-Respons-Theorie. Vgl. Burkart, Roland : Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. Wien, 1995, 186.

⁴² Titelstory der Radiowelt 1931. Keyserling, Hermann Graf: Die Politische Bedeutung des Rundfunks. In: Radiowelt, 15 / 1931, 11.04.1931, 1.

„Überfrachtung des Rundfunks mit unpopulärer politischer ‚Systemwerbung‘“⁴³, aber auch die wirtschaftliche Depression machte sich in Österreich durch sinkende Zuwachsraten bei den Rundfunk-Anmeldungen bemerkbar.

„Goebbels Schnauze“

Nach 1938 stiegen die Teilnehmerzahlen wieder an. Ursache war ein Bündel von Förderungsmaßnahmen durch die Nationalsozialisten, wie ein Kontingent von Gratis-Geräten, der erweiterte Kreis von Gebührenbefreiten oder die stark verbilligten Empfänger. Begünstigend wirkten das angestiegene Realeinkommen und die zurückgehende Arbeitslosigkeit. Die Nachrichtendienste wurden zulasten von Musikangeboten ständig erweitert. Der Wortanteil stieg mitunter auf mehr die Hälfte der Sendezeit an.⁴⁴ Durch die dramatischen Geschehnisse des Zweiten Weltkriegs wurde Radio zum führenden Informationskanal.⁴⁵ Der vorläufige Höhepunkt wurde 1943 mit 1.073.671 Teilnehmern erreicht.

Vor dem Hintergrund gesetzlicher Beschränkungen der Möglichkeiten des Radios und seiner politischen Instrumentalisierung, besonders durch das streng kontrollierte Rundfunkwesen ab 1934, waren empirische Studien weder notwendig noch erwünscht. Die Zensur aller Medien und die beschränkte Auswahl machten die Frage nach der „Glaubwürdigkeit“ oder „Objektivität“ uninteressant. Die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle in Wien wurde bereits 1936 von der Polizei geplündert und 1938 von den Nationalsozialisten geschlossen.

Empirische Studien zur Mediennutzung und -wirkung wurden im totalitären Deutschland

nicht durchgeführt.⁴⁶ Der wissenschaftliche Ertrag der hochgradig instrumentalisierten Zeitungswissenschaft des Dritten Reiches gilt insgesamt als bedeutungslos.⁴⁷

Theodor Venus geht davon aus, dass spätestens ab 1940 dem Rundfunk vor allem durch seine aktuelle Berichterstattung eine höhere Glaubwürdigkeit als der Presse zugeschrieben wurde.⁴⁸ Durch die „Schnelligkeit, Dramatik, die Farbigkeit, Direktheit, Ausführlichkeit und nicht zuletzt aufgrund der ihm zugeschriebenen größeren Objektivität“ wurde der Rundfunk augenscheinlich sogar trotz weit verbreiteter Unzufriedenheit mit dem Radioangebot der Nationalsozialisten als relativ besser eingestuft. Schließlich erhielt man via Radio, wenn schon nicht objektive, so zumindest schnelle Informationen über den Kriegsverlauf. Gegebenenfalls konnten die Meldungen des Goebbels-Rundfunks durch Abhören von „Feindsendern“ relativiert werden.

Zensurdekret „Informations-Freiheit“

Am 6. Juni 1945 nahm die Sendergruppe Rot-Weiß-Rot (RWR) des Psychological Warfare Branch der US-Army, gegründet als Gegenstück zur Propaganda Nazideutschlands, in Salzburg den Sendebetrieb auf.⁴⁹ Infolge knapper personeller Ressourcen war vorerst der ebenfalls von den Amerikanern am 27. August 1945 gegründete Wiener Kurier das führende Instrument der amerikanischen Informationspolitik. Den Radionachrichten wurde von Anfang an eine große politische Bedeutung zugemessen.⁵⁰ Nach der offiziellen Propagandarichtlinie der Information Services Branch (ISB) sollte der Sender amerika-

⁴³ Vgl. Venus, Theodor: Bis zum Ende gespielt – Zur Geschichte des „Reichssenders Wien“ im Dritten Reich. In: Oliver Rathkolb / Wolfgang Duchkowitsch / Fritz Hausjell (Hrsg.): Die veruntreute Wahrheit. Hitlers Propagandisten in Österreich '38'. Salzburg, 1988, 108-158, hier: 143.

⁴⁴ Huth, Radio heute, 54.

⁴⁵ 1922 gab es in Europa sieben Stationen. 1944 waren es 594, weltweit 3.110. Vgl. Huth, Radio heute.

⁴⁶ Anders in Italien. 1940 führte die EIAR (Ente Italiano per le Audizioni Radiofoniche) eine Hörerbefragung mit 80 Fragen durch, an der sich 75 % der Hörerschaft beteiligte. Huth, Radio heute, 83.

⁴⁷ Haas, Hannes: Zeitungswissenschaft und Communications Research 1918 bis 1945. Ein methodologischer, theoretischer und paradigmatischer Vergleich. In: Rathkolb, Oliver / Duchkowitsch, Wolfgang / Hausjell, Fritz (Hg.): Die veruntreute Wahrheit. Hitlers Propagandisten in Österreich '38, Salzburg 1988, 252-272, hier: 272.

⁴⁸ Venus, Bis zum Ende gespielt, 148.

⁴⁹ Vgl. Ulrich, Andreas: Modernes Radio? US-amerikanische Rundfunkpolitik in Österreich (1945-1955) am Beispiel der Sendergruppe „Rot-Weiß-Rot“, Studio Wien. Dipl. Arb., Wien 1993.

⁵⁰ Mit RWR-Wien konnten an die 2 Millionen Österreicherinnen und Österreicher angesprochen werden. Im Vergleich dazu hatte „Wiener Kurier“ eine Verkaufsaufage von 300.000 Stück. Zur Auflagenentwicklung des Kurier: Harmat, Ulrike: Die Medienpolitik der Alliierten und die österreichische Tagespresse 1945-1955. In: Melischek, Gabriele / Seethaler, Josef (Hg.): Die Wiener Tageszeitungen. Eine Dokumentation. Bd. 5: 1945-1955. Mit einem Überblick über die österreichische Tagespresse der Zweiten Republik bis 1998, Frankfurt a. Main u.a., 1999, 57-96.

Zu den Nachrichtensendungen in Rot-Weiß-Rot vgl. Rathkolb, Oliver: Politische Propaganda der amerikanischen Besatzungsmacht in Österreich 1945 bis 1950. Ein Beitrag zur Geschichte des Kalten Krieges in der Presse-, Kultur- und Rundfunkpolitik. Dissertation, Wien 1981, 484 ff.

nische Ideale vermitteln und die „Stimme der Besatzungsautorität“ verkörpern. Durch den technischen Ausbau seine „Austrifizierung“ und vor allem durch seine populären Sendungen⁵¹ wurde RWR-Wien ab Herbst 1945 eine ernsthafte Konkurrenz für die unter öffentlicher Verwaltung stehende Sendergruppe RAVAG / Radio-Wien (I und II) mit Sitz in der sowjetischen Zone. Die Mehrheit der Wiener assoziierte mit Radio-Wien die Propagandasendung „Russische Stunde“ der sowjetischen Besatzer. Anders als die Amerikaner betrieben die sowjetischen Rundfunkoffiziäre kein eigenes Radio, sondern kontrollierten die RAVAG mit Vor- und Nachzensur. Die Rechtsgrundlage dieser Kontrolle war das Dekret zur „Informations-Freiheit“ des Alliierten Rates vom 1. Oktober 1945, das jede Veröffentlichung verbot, die Zwiespalt zwischen den Alliierten schaffen könne oder die öffentliche Ordnung störe.⁵² 1946 schien es noch, dass die unterschiedlichen Sendergruppen, neben RAVAG / Radio Wien und RWR gab es die vollkommen selbständig arbeitende Sendergruppe West und Alpenland, zusammengefasst werden können. Ab dem ersten Halbjahr 1947 begannen jedoch die Amerikaner den Sender außenpolitisch zu einem antikommunistischen Instrument und innenpolitisch zur Unterstützung des Marshallplans einzusetzen.⁵³ Ab Juli 1947 verschärfte sich auch die bis dahin als relativ liberal geltende sowjetische Zensur. Ein Höhepunkt der Auseinandersetzungen zwischen Ost und West war der Oktoberstreik 1950. Die Rückgabe der Rundfunksender an Österreich zog sich in weiterer Folge über mehrere Jahre. Rot-Weiß-Rot stellte als letzte Senderkette am 27. Juli 1955 den Betrieb ein.

Das größte Hörerpotential hatte die RAVAG. 1945 lagen 57 % der 754.235 angemeldeten

Haushalte in der russischen Zone, jeweils 18 % in der britischen (Sender Alpenland) und amerikanischen (Sender RWR) und 9 % in der französischen (Sendergruppe West).⁵⁴

Public Opinion Survey Section

„Am liebsten wäre es mir, wenn Sie ‚corned beef‘ und ‚Trockenei‘ senden würden!“⁵⁵

Ab April 1946 begann die US-Army, im amerikanischen und britisch kontrollierten Teil Österreichs, die politische Gesinnung, im Besonderen die Einstellung zum Nationalsozialismus und die Parteienpräferenzen, die Meinungen zu Spezialfragen wie die Marshallplanhilfe sowie die Reichweiten und Einstellungen zu diversen Medien zu untersuchen.⁵⁶ Im amerikanisch besetzten Teil Deutschlands wurden von 1945 bis 1949 insgesamt 72 große Studien durchgeführt, unter denen auch jene auf österreichischem Gebiet angeführt sind.⁵⁷ In Österreich gab es vom April 1945 bis 1954 mindestens 14 Medien-Studien, wobei die Studien bis Mitte 1948 von der Survey Section selbst durchgeführt und danach extern vergeben wurden. Auch auf Seiten der Österreichischen Bundesregierung gab schon im Oktober 1946 Überlegungen, ein Institut zur Erforschung der öffentlichen Meinung nach Budapester Vorbild der RAVAG anzugliedern,⁵⁸ was aber nicht realisiert wurde.

Studienergebnisse zu Fragen, die von den Interviewten als „besatzungsrelevant“ eingestuft wurden, müssen mit Bedacht interpretiert werden. Spätestens 1953 wurde öffentlich kritisiert, dass Befragungen, welcher Sender in einem bestimmten Gebiet eines von mehreren Alliierten besetzten Landes bevorzugt wird, „schwer-

⁵¹ Von großem Interesse für die Bevölkerung war die Suche nach Vermissten. RWR war auch Initiator der Wiedereröffnung der Salzburger Festspiele 1945. Ergert, Viktor: Die Geschichte des Österreichischen Rundfunks. Band II. 1945-1955. Österr. Rundfunk (Hg.), Salzburg, 1975, 71 f.

⁵² Ergert, Geschichte des Österreichischen Rundfunks, Band II, 54.

⁵³ Vgl. Venus, Theodor: Armes freies Wort. Über die Anfänge der aktuellen Berichterstattung im Nachkriegsrundfunk. In: Medien & Zeit, 2/89, 11-16.

⁵⁴ Ergert, Geschichte des Österreichischen Rundfunks, Band II, 95.

⁵⁵ Aus einem Fragebogen der RWR-Hörerbefragung, zitiert nach Ergert, Geschichte des Österreichischen Rundfunks, Band II, 125.

⁵⁶ Die Feldabteilung wurde als „Institut zur Erforschung der öffentlichen Meinung“ bezeichnet. Der österreichische Leiter war Dipl.-Ing. Siegfried Beckert. Einschließlich

Beckert gab es Anfang 1947 neun „Interrogatoren“, wie die Interviewer bezeichnet wurden. Mitte 1948 waren es bereits 22 in Wien und in Gesamtösterreich 42, davon jeweils 10 in Salzburg und Linz. Ing. Beckert, Nr. 501: Bericht vom 13.01.1947. 2 S. / ISB Mark Shovar Lt Col Infantry Actg Chief ISB: Proposed discontinuance of Public Opinion Survey Section. 09.08.1948. 2 S.

⁵⁷ Merritt, Anna J. / Merritt, Richard L.: Public Opinion in Occupied Germany. The OMGUS Surveys 1945-1949. Urbana u.a. 1970, 3 ff.

⁵⁸ Beckert verweist auf den Vorteil, dass die Bevölkerung aller Zonen befragt würde, aber auch darauf, dass damit ein Konkurrenzunternehmen entstehen würde. Einer der Vorschläge zur Sicherung des Einflusses der amerikanischen Streitkräfte sei eine Institutsgründung unter seiner Verantwortung. Interrogator Ing. Beckert No. 501. Bericht: Eröffnung eines „Institutes zur Erforschung der öffentlichen Meinung“ in Wien, (um den 18.10.1946). 2 S.

wiegende politische Hintergründe“ haben, „die das Ergebnis ganz wesentlich beeinflussen.“⁵⁹ Das war den Amerikanern durchaus bewusst. Bereits im Sommer 1948 stellte die US-Army in einer internen Evaluierung fest, dass der Wert der Ergebnisse, nicht zuletzt in Relation zu den Kosten, fragwürdig sei.⁶⁰ Die Interviews wurden nur in der amerikanischen Zone durchgeführt und gelten nur für den entsprechenden Teil Wiens, sowie die Städte Salzburg und Linz. Die Tendenz der Befragten, alles Amerikanische bevorzugt zu beurteilen, war evident: „Interviewers are known to represent the American element and therefore do not always obtain an honest opinion from the subject.“⁶¹ Nichtsdestotrotz war die systematische Meinungsforschung die Grundlage des außergewöhnlichen Erfolgs des Wiener Kurier und von RWR. „As a result it has been able, in large measure, to tailor its programs to meet the public demand – more music than anything else and more light music than any other kind of music – a fact which is in no small degree responsible for its present popularity.“⁶²

Die erste Medien-Studie der US-Army war eine groß angelegte RWR-Hörerbefragung im Sommer 1946. Dabei wurde nach der Empfangsqualität, Lieblingssenders, Hörzeiten und Programmvorlieben gefragt. Neben dem Nachweis der Beliebtheit des Senders brauchte man Argumente gegen die Zusammenlegung der österreichischen Sendergruppen. Die breite Distribution von rund 250.000 Fragebögen und die Publikation von Zwischenauswertungen⁶³ zeigt, dass auf öffentliches Interesse Wert gelegt wurde. Während die RWR-Studie im Feld war, führte auch die Programmzeitschrift Radio-Woche eine Hörerbefragung durch und verglich die Leser-

wünsche zum Radioprogramm mit der Programmstruktur der Sender. Besonders RWR, aber auch die Sendergruppe West kamen den geäußerten Hörerwünschen am nächsten.⁶⁴ Gewünscht wurden wenig Nachrichten und viel Unterhaltung.

Mit rund acht Prozent war der Rücklauf der RWR-Studie relativ gering.⁶⁵ Es wurde berichtet, dass die Objektivität der Nachrichten von RWR sowohl bei Weltnachrichten als auch den Österreichischen Nachrichten vollste Anerkennung fände und der weitere Ausbau gefordert würde. Auswertungsergebnisse wie „dieses Plebiszites ist ein außerordentlich hohes Lob für die Loyalität der amerikanischen Nachrichtenvermittlung“, relativieren sich, wenn man den hohen Anteil von fehlenden Angaben mit einbezieht. Die „Weltnachrichten“ wurden von 56 % „sehr gut“ oder „gut“ gefunden. 44 % fanden sie „nicht gut“ oder machten keine Angaben. Die „Österreichischen Nachrichten“ fanden nur knapp die Hälfte „sehr gut“ oder „gut“.

Unter erschwerten Bedingungen – Die erste österreichische „Rep“

Als „Confidential“ wurde die erste Repräsentativ- und Medienvergleichsstudie Österreichs eingestuft, eine Befragung von 1.496 Personen im britischen und amerikanischen Sektor von Wien im Oktober 1946.⁶⁶ Die Intention dieser Studie war es, zu erkunden, ob das Radio bei den Hörern eine wichtige Informations- und Orientierungsfunktion erfüllt.

Hauptinformationsquelle der Radiohörer war die Tageszeitung (51 %) und erst mit Abstand das Radio (46 %).

⁵⁹ Rössel-Majdan, Karl: Neue Wege der Hörforschung. In: Radio-Television. Zeitschrift für Rundfunkforschung. Journal for broadcasting research. 1953. Nr. 1 / Juni 1953, 14-22, hier: 17.

⁶⁰ ISB Mark Shovar, Proposed discontinuance. Die Kosten für Juli 1948 beliefen sich auf 40.564,54 öS, woraus auf Jahreskosten in der Höhe von 486.000.- öS geschlossen werden kann. Nach heutigem Geldwert sind das ca. 390.000.- Euro. Auf Wiener Beschäftigten entfielen im Durchschnitt 974.- öS, in den Bundesländern 832.- öS.

⁶¹ ISB Mark Shovar, Proposed discontinuance.

⁶² DCF / imb Fox, Douglas C., Operations Officer: Sampling of Public Opinion. To: Lee. cc: Kaghan, Connaughton. 16 June 1949. 2 S.

⁶³ N.N.: Die Sender haben das Wort: Rot-Weiss-Rot erforscht die Hörerwünsche. Endlich einmal ein sinnvoller Fragebogen. In: Die Radio-Woche, 32 (?), Aug. 1946. Der Rücklauf lag zu diesem Zeitpunkt bei 10.000.

⁶⁴ [dr sch]: Das Vielgelästerte ... In: Die Radio-Woche, Nr. 32 / 1946, Aug., 22-23. Über die Fallzahlen der

Befragungen werden keine Angaben gemacht.

⁶⁵ [N.N.]: Kritik am Sender Rot-Weiß-Rot. Ergebnisse der Publikumsbefragung. In: Berichte und Information, [Hg. Österreichisches Forschungsinstitut für Wirtschaft und Politik], Salzburg, Nr. 28 / 8. Nov. 1946, 15-16. 20.855 Fragebögen wurden ausgewertet.

⁶⁶ US-Army Surveys Branch, ODIC, ONGUS (Rear); APO 757: CONFIDENTIAL Radio Listening in Vienna. 14 December 1946. 18 S. Zusammengefasst in: Radio Listening in Vienna. Report No. 30. (14 December 1946). In: Merritt / Merritt, Public Opinion, 115-116. Vorbericht: US-Army / Survey Section Report, Preliminary report on Radio Listening in General in the US and British Sector of Vienna.

Die persönlichen Interviews wurden von geschulten Interviewern aus Wien anhand eines standardisierten Fragebogens in den Haushalten durchgeführt. Die maximale Schwankungsbreite beträgt 4 %. Wie aus späteren Untersuchungen hervorgeht, wurden Personen über 18 Jahren befragt.

Die Wochenberichte der „Interrogatoren“, den Interviewern, zeichnen ein Bild von den schwierigen Umständen, unter denen in der teilweise zerstörten Stadt Meinungsforschung betrieben wurde. Die amerikanische und britische Militärpolizei war über die Marktforschungsaktivitäten nur mangelhaft informiert, weshalb anfangs nach den Interviewern gefahndet wurde.⁶⁷ Interrogatoren wurden vorübergehend verhaftet und bis zur Klärung der Identität festgehalten. Feldleiter Beckert bat um Berichte über die Meinungsforschung in der Tagespresse, damit der Interviewer auch von Privathaushalten nicht als Verbrecher gesehen wird, „der versucht auf diese Art und Weise eine Gelegenheit zu einem Raubmord auszukundschaften.“ Stromabschaltungen waren an der Tagesordnung. Interviews konnten nicht durchgeführt werden, weil es keine Taschenlampen zum Ausfüllen des Fragebogens in unbeleuchteten Wohnungen gab. Durch eine Kälte- welle im Winter verkehrten die Straßenbahnen unregelmäßig. Die Leute in mangelhaft geheizten Wohnungen wollten bei einer Außentemperatur von minus 20 Grad oft keine Antworten geben.

Auch aus anderen Gründen war die Radiofor- schung in den ersten Nachkriegsjahren schwierig. Viele Befragte zeigten am Anfang der Fragen zum Radio großes Misstrauen, weil sie Angst hatten, dass ihnen die Apparate wegge- nommen werden.⁶⁸ Die Frage nach der beliebte- sten Station war oft unergiebig, da man jenen Sender einstellte, „wo gerade im Augenblick das ihnen genehme Programm geboten wird.“⁶⁹ Die Stationserkennung durch die Hörer war durch die meist mangelhaften Frequenzskalen der Ge- räte und die nicht konsequent formatierten Pro- gramme nicht sehr einfach. In Wien standen damals bereits vier österreichische Sender zur Aus- wahl. Die Frage, welcher Sender der beste sei, stieß nicht nur deshalb oft auf Schwierigkeiten, weil oft nur RAVAG Wien I empfangbar war, sondern auch weil viele meinten, „jede Station hätte ihre guten und schlechten Seiten.“⁷⁰

Im Herbst 1946 hörten im städtischen Bereich 73 % Radio, wobei bei 60 % die Nutzungszeit über zwei Stunden täglich lag und zwischen 18 und 20 Uhr am intensivsten gehört wurde. Die

⁶⁷ Interrogator Ing. Beckert, Nr. 501: Bericht. Wien, 09.01.1947. 2 S.
⁶⁸ Interrogator Berner, Nr. 502: Wochenbericht vom 7. bis 12.10.1946. 1 S.
⁶⁹ Interrogator Burda, Nr. 505: Erfahrungsbericht für die

Nachrichten-Qualität und Zensur		
Wien, US-Zone, October 1946	Jacobs	Farkas
Which brings the more accurate news: the radio or the newspaper?		
Radio	42%	9%
Newspaper	40%	56%
Do not know / I choose	15%	35%
	100%	100%
Which brings the more complete news of the day: the radio or the newspaper?		
Radio	29%	5%
Newspaper	67%	54%
Do not know / I choose	2%	21%
	100%	100%
Do you think that radio programs contain too much propaganda?		
Yes	29%	6%
No	58%	18%
Do not know / I choose	15%	76%
	100%	100%
Do you believe that the radio is censored today?		
Yes	37%	26%
Do not know	12%	14%
No	19%	59%
Do not know / I choose	9%	40%
	100%	100%
Quelle: US-Zone, 4. 2. 1947, S. 1-492 * Der "Radio" der "Newspaper" der "Radio" der "Radio".		

soziodemographische Beschreibung der Hörer gleicht frappant den frühen Internet-Nutzern: „Radio listeners were likely to be men, better educated, younger, from upper and middle classes, and from higher occupational status positions.“⁷¹ 83 % lasen zu dieser Zeit regelmäßig eine Zeitung. Die Studienautoren stellten fest, dass im Gegensatz zu anderen Ländern in Wien die Mehrheit der Radiohörer zustimmte, dass die Zeitungen „more accurate news“ als das Radio liefern. Als Erklärung wurde angeführt, dass die Wiener Presse für ihre genaue, umfangreiche Berichterstattung bekannt sei.

29 % beschwerten sich über zu viel Propaganda. In der US-Zone in Deutschland waren es bei identischer Fragestellung nur 13 %. Nur 64 % aller Hörer gaben an, dass Radio noch immer zensuriert sei. 18 % behaupteten, dass es keine Zensur gäbe. Das ist erstaunlich, denn erst am 1. September 1953 wurde die Zensur aufgehoben. Alle Hörer wurden gefragt, ob sie jemals das Radio ausgeschaltet hätte, weil sie dächten, dass

Zeit vom 30.9. bis 5.10.1946. Wien, 05.10.46. 2 S.
⁷⁰ Interrogator Farkas, Nr. 507: Wochenbericht. Wien, 05.10.1946. 1 S.
⁷¹ Merritt / Merritt, Public Opinion, 115.

das was sie hören, falsch oder unwahr sei. Über ein Drittel kannte die Situation und hatte entsprechend gehandelt. Die Frage wurde von 96 Personen unverlangt kommentiert, wobei die überwiegende Mehrheit auf die „Russische Stunde“ der RAVAG verwies.

Der am öftesten gehörte Radiosender im Herbst 1946 war RAVAG Wien I mit 66 %. Damals noch weit abgeschlagen folgte RWR mit 24 %. Starke Nutzung ist zu dieser Zeit nicht nur durch aktive Programmwahl von Wienspezifischen Programmen erklärbar, sondern ist abhängig von der Signalstärke der Sender und den technischen Möglichkeiten der Empfänger. Am „liebsten“ hingegen hatten die Wiener RWR (40 %) gefolgt von der RAVAG I (30 %). Als bester österreichischer Programmlieferant wurde RWR ganz knapp vor RAVAG I eingestuft. Trotz des 1946 noch weniger angespannten Klimas zwischen den Supermächten hatte die RAVAG durch die russische Besatzung schon früh ein schlechtes Image. „...Ravag Wien I wird von dem größten Teil der Hörer als ‚Russensender‘ angesprochen und wird nicht gerne gehört. Meistens sagen nur die Leute, die keinen anderen Sender bekommen, sie hören Ravag Wien I gerne.“⁷² Die auffallende Plumpheit der sowjetischen Propaganda, die auch im Printbereich offensichtlich war, hatte ihre Ursachen in der Tatsache, dass sie für ein totalitäres Mediensystem ohne innere und äußere Konkurrenz entwickelt worden war.⁷³

Dieses Image von RWR als „besseres“ österreichisches Radio beruhte auf dem Einsatz österreichischer Mitarbeiter, der Programmgestaltung auf Basis moderner Marktforschung (Hörer-Befragungen) sowie auf Hörerbindungskonzepten durch Publikumsbeteiligung.⁷⁴ Die amerikanische Kontrolle bis 1955 wurde kaum wahrgenommen. Bei den österreichischen Nachrichten kam dazu, dass die Journalisten von RWR unter dem Schutz der US-Besatzungsmacht beinahe alle Einrich-

tungen des Staates kritisieren konnte. „Der Umstand förderte die Beliebtheit von Rot-Weiß-Rot auf Kosten von Radio Wien. Während dieser zehn Jahre wurde keine Gelegenheit versäumt, zu demonstrieren, dass das RWR-Programm besser als jenes von Radio Wien war.“⁷⁵

„Glaubwürdigkeit“ von Tagespresse und Radio 1947

„What do you think of the Wiener Kurier – is it a very good, rather good or poor newspaper?“⁷⁶

Die Gleichschaltung bzw. die Einstellung fast aller Tageszeitungen nach dem Anschluss führten dazu, dass die Auflagenzahlen bei Kriegsende ein Minimum erreichten. Nach dem Krieg ging es wieder rasch aufwärts. Besonders die Berichterstattung zum Nürnberger Hauptkriegsverbrecher-Prozess mit der Urteilsverkündung im Oktober 1946 brachte den Tageszeitungen einen enormen Verkaufsschub. Eine Studie der ISB im amerikanischen Sektor Wiens zeigte, dass der Wiener Kurier sehr erfolgreich war.⁷⁷ 73 % hatten ihn zumindest einmal in den letzten zwei Wochen gelesen. An zweiter Stelle folgte das Kleine Volksblatt (38 %). Am unbeliebtesten waren die Wiener Zeitung sowie die unter russischem Einfluss stehende Österreichische Zeitung. Auf die Frage, ob der Kurier, eine „sehr gute“ oder „gute“ Zeitung sei, erhielt der Kurier mit 88 % eine überwältigende Zustimmung.⁷⁸ Der Erfolg, der von den Amerikanern unterstützten Zeitung war außerordentlich. Nur auf die Frage nach dem Propagandaanteil schnitt der Kurier etwas schlechter ab. Während 59 % der Befragten sagten, das Neue Österreich enthalte keine Propaganda, waren es beim Kurier 37 %.

Anfang 1947 wurde die erste deutsche Meinungsumfrage, bei der Glaubwürdigkeit ein Thema war, im amerikanischen und britischen

⁷² Interrogator Ing. Beckert, Nr. 501: Wochenbericht. Wien, 05.10.46. 2 S.

⁷³ Mueller, Wolfgang: Die „Österreichische Zeitung“. In: Melischek, Gabriele / Seethaler, Josef (Hg.): Die Wiener Tageszeitungen. Eine Dokumentation. Bd. 5: 1945-1955. Mit einem Überblick über die österreichische Tagespresse der Zweiten Republik bis 1998. Frankfurt a. Main, 1999, 11-56.

⁷⁴ Ulrich, Modernes Radio, 152 ff.

⁷⁵ Feldinger, Norbert P.: Nachkriegs Rundfunk in Österreich: Zwischen Föderalismus und Zentralismus von 1945 bis 1957. München, u.a. 1990, 151.

⁷⁶ US-Army / ISB: The Viennese Newspapers. An Opinion

Research Study. 22 October 1946. 16 Seiten, 14.

Zusammenfassung vgl.: The Viennese Newspapers. An Opinion Research Study. Report No. 23. (22 October 1946). In: Merritt / Merritt, Public Opinion, 106-107.

⁷⁷ US-Army / ISB, Viennese Newspapers. Ca. 500 Interviews, wobei sich die Studie auf die 92 % Zeitungsleser bezieht, die zumindest einmal in den vergangenen zwei Wochen eine Zeitung lasen.

⁷⁸ Dieselbe Fragestellung wurde für Zeitungen in 32 Städten der deutschen U.S. Zone gestellt. Die Summenwerte lagen zwischen 32 und 83 %. „Evidently the Wiener Kurier is as highly popular as any paper in the American Zone of Germany.“ US-Army / ISB, Viennese Newspapers, 6.

Sektor Berlins durchgeführt. Der Glaube an ein funktionierendes Mediensystem stellte sich nur langsam ein. 85 % der Befragten glaubten, dass Nachrichten nunmehr vertrauenswürdiger seien, als während des Krieges.⁷⁹ Der Hörfunk (24 %) galt als glaubwürdigstes Medium. Die Zeitungen (8 %) folgten mit großem Abstand. Ein gutes Drittel hielt beide für gleichermaßen vertrauenswürdig.

Im Juli 1947 wurde die erste Untersuchung auf österreichischem Gebiet gemacht, bei der explizit Fragen nach der „Glaubwürdigkeit“ gestellt und Radio und Tagespresse miteinander verglichen wurden.⁸⁰ „Wie viele der in den Zeitungen veröffentlichten Nachrichten stimmen und entsprechen der Wahrheit – die meisten, ein großer Teil, ungefähr die Hälfte oder weniger?“ Die Ergebnisse zeigten, dass das Vertrauen zur Presse im Allgemeinen nicht groß war.⁸¹ Dass die „meisten“ Nachrichten stimmen, glaubten 4 %, ein „großer Teil“ 13 %, „ungefähr die Hälfte“ 44 %, „weniger“ 26 %. Mehr als ein Zehntel hatten keine Meinung. Von den Zeitungen brachte der Wiener Kurier für 28 % die glaubwürdigsten Nachrichten, gefolgt von der Arbeiterzeitung der SPÖ mit 20 %. Radionachrichten wurden mit 27 versus 13 %, als deutlich glaubwürdiger eingestuft als Zeitungsnachrichten. Aber fast jeder zweite Wiener macht zwischen Radio und Zeitung keinen Unterschied. Bei den Sendern hatte RWR mit 35 % gegenüber der RAVAG mit 28 % die glaubwürdigsten Nachrichten. In Summe war die Glaubwürdigkeit der amerikanischen Medien unbestritten. 51 % der Wiener bezeichneten die Nachrichten des Wiener Kuriers oder die von Rot-Weiß-Rot als am glaubwürdigsten.

Beim Vergleich von Radiosendern muss berücksichtigt werden, dass dies für gut ein Drittel nicht möglich war, da RWR von Haushalten mit Kleinentfernsehern mit beschränktem Frequenzspek-

trum nicht gehört werden konnte. Auch ein Jahr später waren Volksempfänger, Deutscher Kleinempfänger und selbst gebaute Geräte noch immer stark verbreitet.⁸²

Im Sommer 1947 wurde das Zeitungslesen detaillierter untersucht.⁸³ 69 % haben in der US-Zone Wiens regelmäßig eine Zeitung gelesen. Der Kurier lag mit 42 % regelmäßigen bzw. gelegentlichen Lesern wieder mit Abstand an der Spitze. An zweiter Stelle folgte die Arbeiter Zeitung. Bei der Abfrage der Nutzungsmotive wurde auch erhoben, welche „die neutralste, objektivste und demokratischste“ Zeitung sei. An erster Stelle lag das Neue Österreich (35 %), was als Beweis dafür angesehen wurde, dass es „dem Herrn Chefredakteur Fischer (KPÖ) gelungen ist, sich ausgezeichnet zu tarnen.“ Erst an zweiter Stelle lag der Kurier mit 24 %. Auch bei der Frage, ob die Nachrichten der jeweiligen Zeitung „wahrheitsgetreu“ erscheinen, lag der Kurier (62 %) nicht an der Spitze. Das höchsten Vertrauenswerte erhielten die Wiener Zeitung (74 %), die Weltpresse (68 %) und die Arbeiter-Zeitung (65 %). In Hinblick auf die Themenbreite schnitt der Kurier wieder gut ab. 61% glaubten, dass diese Zeitung „über alles offen und ehrlich“ schreibe bzw. dass allgemein interessierende Themen auch behandelt und nicht umgangen würden. An zweiter Stelle lag die ÖVP-Zeitung Kleines Volksblatt mit 58 %.

Der „Dritte Mann“ im Wiener „Rundfunkparadies“

„Das zwanzigstündige Geheul und Gedudel entflammte nämlich die Begeisterung der Teenager und Twens, aber auch aller Avantgardisten mit und ohne Bart“⁸⁴

Das Wien des „Dritten Mannes“ im Jahres 1948 galt aufgrund der großen Senderauswahl als

⁷⁹ Bentele, Günter: Der Faktor Glaubwürdigkeit. Forschungsergebnisse und Fragen für eine Sozialisationsperspektive. In: Publizistik, 2-3/1988, 406-426, hier: 413.

⁸⁰ Headquarters United States Forces in Austria. Information Services Branch. Survey – Section. APO 777, U.S. Army: Bericht zur Ermittlung Nr. 8. Wien, 15. Juli 1947. Abgedruckt in: Schönberg, Michael: Die amerikanische Medien- und Informationspolitik in Österreich von 1945-1950. Phil. Diss., Wien, 1976, Dokumentation II, 583-588. n = 1.000 (Gesamtbevölkerung 293.000) in der amerikanischen Zone Wiens. Wien hatte damals einen Anteil von 68,5 % Frauen und 31,5 % Männer über 18 Jahren.

⁸¹ Headquarters United States Forces in Austria, Bericht zur

Ermittlung Nr. 8., hier 584.

⁸² Headquarters United States Forces in Austria. Information Services Branch. Survey – Section. APO 777, U.S. Army: Die Radiohörer und ihre Empfangsapparate. Bericht No. 55, Wien, 1. Juli 1948. 12 Seiten. Sammlung Adlbrecht.

⁸³ Headquarters United States Forces in Austria. Information Services Branch. APO 777, U.S. Army: Bericht zur Ermittlung Nr. 11. Wien, 20. Oktober 1947. 14 Seiten. In: Schönberg, amerikanische Medien- und Informationspolitik, Dokumentation II, 412-425.

⁸⁴ RAVAG-Programmdirektor Dr. Rudolf Henz über den amerikanischen Soldatensender „Blue Danube NetworK“. Zit. n. Ergert, Geschichte des Österreichischen Rundfunks, Band II, 132.

„Rundfunkparadies“. Neben den zwei RAVAG-Programmen, RWR und Alpenland gab es amerikanische, französische und englische Soldatensender mit „schrägem“ Musikprogramm. Als Folge der Finanznöte führten RWR und dann alle Sender im Frühjahr 1948 die Radiowerbung ein. Eine Untersuchung im Februar 1948, erstmals auch in Linz und Salzburg, bestätigte einmal mehr die Beliebtheit von RWR.⁸⁵ Der Kurier wurde in Wien am häufigsten gelesen und RWR am öftesten gehört. Linzer und Salzburger waren hingegen kaum Kurierleser, da die Zeitung dort nur schwer erhältlich war. RWR hingegen war dort praktisch das einzige genutzte österreichische Radio und damit einzige Quelle für Radionachrichten, da in Linz und Salzburg RAVAG I kaum empfangen werden konnte. In Wien hörten 43 % RWR bzw. 31 % einen der RAVAG-Sender, um Nachrichten zu hören. Das sich verschlechternde Verhältnis der westlichen Besatzungsmächte mit der Sowjetunion als Folge des Kalten Krieges wurde kaum wahrgenommen. Der RWR-Nachrichtenabteilung gelang es, den Eindruck zu erwecken, dass alle Besatzungsmächte „gleich“ behandelt würden. In Wien sagten dies 47 %, in Salzburg 58 % und in Linz sogar 72 %

Mehr als drei Viertel der Bewohner der untersuchten Städte, rund 367.000 Personen über 18 Jahren,⁸⁶ hörten Anfang 1948 Radio. Zu dieser Zeit gab es jeden Monat eine Untersuchungswelle.⁸⁷ Bei der Studie im März wurde das Programminteresse erhoben. Einmal mehr zeigte sich ein großes Bedürfnis der Bevölkerung nach Unterhaltung. Nur bei 12 % waren Nachrichten das

Lieblingsprogramm. Überhaupt keine politischen Sendungen wollten in Wien 55 %, in Linz 59 % und in Salzburg 73 %.

Outsourcing & Quick and Dirty Market Research

„The results of this survey were the greatest disappointment I have received in Europe.“⁸⁸

Das verschärfte Meinungsklima zwischen Ost und West spürte auch die Feldabteilung der ISB. Am 21. Juli 1948 wurde ein Interviewer in der russisch lizenzierten Österreichischen Zeitung in einem Artikel mit dem Titel „Amerikanische Meinungsschnüffelei im amerikanischen Sektor Wiens“ namentlich genannt. Studienleiter Beckert maß diesem Umstand vorerst keine Bedeutung zu, da er durch die geringe Reichweite des russisch dominierten Blattes keine Beeinträchtigung der Feldarbeit befürchtete.⁸⁹ Augenscheinlich zeigte aber das „russische Besatzungselement“ so großes Interesse an den Meinungsforschungsaktivitäten, dass „Menschenverschleppungen“ aus den Reihen der Interviewer befürchtet wurden.⁹⁰

Spätestens ab Sommer 1948 gab es Überlegungen der US-Army, die teuren Meinungsforschungsaktivitäten einzuschränken und auszulagern.⁹¹ Die deutliche Westintegration Österreichs zeigte, dass die Forschungsaktivitäten reduziert werden konnten. Beckert bat im August 1948 noch um die Entscheidung, ob eine Mehrthemen-Studie am 17. September ins Feld gehen soll, oder ob

⁸⁵ Headquarters United States Forces in Austria. Information Services Branch. Survey – Section. APO 777, U.S. Army: The „Wiener Kurier“, the „Red-White-Red“ Station and „The Voice of America“. Bericht Nr. 32. 16.03.1948. 9 Seiten. Sammlung Rathkolb. Mehrthemenumfrage vom 18.02.-05.03.48, n = 2.000, davon 1.000 in der amerik. Zone Wiens, 500 Linz ohne Urfahr (nördlich der Donau russisch) u. 500 in Salzburg.

⁸⁶ Headquarters United States Forces in Austria, Bericht No. 55. n = 2.000. Erstmals hochgerechnete Radionutzungszahlen für die Erhebungsgebiete der amerikanischen Zone: Wien 300.670 Einwohner 18+ => 240.536 (80 %) Radiohörer / Linz 95.041 => 72.331 (76 %) / Salzburg 68.556 => 54.260 (79 %).

⁸⁷ Headquarters United States Forces in Austria. Information Services Branch. Survey – Section. APO 777, U.S. Army: Das Programm des Senders „Rot-Weiß-Rot“. Bericht No. 38, Wien, 20. April 1948. 8 Seiten. Sammlung Adlbrecht. Mehrthemenumfrage, n = 2.000, Wien, Salzburg, Linz.

⁸⁸ Siehe Fußnote 95.

⁸⁹ Headquarters United States Forces in Austria. Information

Services Branch. Survey – Section. APO 777, U.S. Army, Wien, 10. August 1948. From: Survey-Section, Dipl. Ing. S. Beckert To: Prof. Dr. Albert von Eerden, Deputy Chief.

⁹⁰ Laut BMI-Statistik erwähnt in einer SPÖ-Propagandabroschüre (Austria Kriminalakt, hg. Rupert Rindler, Zell am See 1953, 18), erreichte die Verschleppung 1948 einen Höhepunkt. 116 Männer und 21 Frauen „verschwanden“ in sowjetischen Gefängnissen oder Lagern. 1946 waren es 80 und 1947 102 Personen. Zit. n. Rathkolb, Oliver, Politische Propaganda, 1981, 492.

⁹¹ ISB Mark Shovar, Proposed discontinuance. In der internen Untersuchung wird empfohlen, „that ISB be authorized to discontinue the public opinion Survey Section as an operation within its mission.“ Der österreichische Leiter (Beckert) wollte gegebenenfalls ein eigenes unabhängiges Institut gründen, das ganz Österreich abdeckt. Des Weiteren erklärte er, dass er bereit wäre, beliebige Umfrageprojekte auf Vertragsbasis mit jeder beliebigen Sektion des amerikanischen Elements aufzunehmen.

„eine frühere Auflösung der Survey-Section bestimmt wurde.“⁹² Im Fragebogenentwurf ist eine Fragenbatterie zum Vergleich über der Vertrauenswürdigkeit von Radio- und Pressenachrichten enthalten. Es ist nicht bekannt, ob die Studie durchgeführt wurde. 1949 wurde die Dienststelle aufgelöst.

Es gab verschiedene Überlegungen zu einer kostengünstigeren Datengewinnung. Besucher der amerikanischen Informationszentren in Wien, Linz und Salzburg sollten einen Fragebogen ausfüllen oder das Vertriebssystem des Kuriers sollte für die Fragebogendistribution genutzt werden.⁹³ Die Inhalte zensurierter Privatbriefe in Wien wurden quantitativ ausgewertet.⁹⁴ Im Frühjahr 1949 wurde die vermutlich erste österreichische Telefonstudie durchgeführt. Die Mitarbeiter von RWR wurden zu einer telefonischen Hörerbefragung über Radionutzung und Programmpräferenzen verpflichtet.⁹⁵ Im Juli 1949 wurden dann wieder mindestens zwei größere professionell durchgeführte Studien zum Informationsstand über den Marshall Plan gemacht, die zusammenfassend als Media Impact I bezeichnet wurden.⁹⁶ Ergebnisse dieser Studien liegen bisher nicht vor.

Im Herbst 1949 führte das „Österreichische Institut für Rundfunkforschung“ eine Repräsentativstudie erstmals für ganz Wien durch.⁹⁷ Bei der Frage, welche österreichische Sendestation „am meisten“ gehört wurde, wobei darauf geachtet wurde, dass damit nicht „am liebsten“ gemeint ist, lag RWR (38 %) an erster Stelle,

gefolgt von Wien I (37 %) und Wien II (8 %). Die RAVAG-Gesamtreichweite lag damit deutlich über jener von RWR. Auf die Frage, welcher Sender „am besten“ gefalle, erhielt der „bewusst auf anspruchsvolle Programm eingestellte“ Sender RWR mit 93 % die höchste Zustimmung, obwohl RWR-Hörer über die größte Programmauswahl verfügten.

Media Impact und Generalstreik 1950

Zwei Drittel lesen „Not identified local Newspapers“

Zur Ermittlung des Kenntnisstandes über die amerikanische Marshallplanhilfe wurden auch im Frühsommer 1950 mehrere breit angelegte Studien unter dem Titel „Media Impact II“ durchgeführt. Praktisch jeder Wiener las zumindest gelegentlich Zeitungen.⁹⁸ Täglich waren es 76 %, wobei festzustellen ist, dass das Zeitungslesen im Wesentlichen aus ökonomischen Gründen aber auch aus geringerem Interesse in den letzten Jahren zurückgegangen war. Am häufigsten gelesen wurden der Kurier (43 %) und die AZ (32 %). Die Frage nach der Bedeutung von dreizehn verschiedenen Eigenschaften von Tageszeitungen zeigt, dass knapp 90 % „Nationale Nachrichten“ als „sehr wichtig“ oder „wichtig“ ansehen. Man schließt auf eine Überfütterung mit internationalen Nachrichten. Die am zweithäufigsten genannte Eigenschaft mit 80 % war die „Vertrauenswürdigkeit“. Die Zeitungen mit den vertrauenswürdigsten Informationen waren der Wiener

⁹² Headquarters United States Forces in Austria. Information Services Branch. Survey – Section. APO 777, U.S. Army. From: Survey-Section, Dipl. Ing. S. Beckert To: Prof. Dr. Albert von Eerden, Deputy Chief, Information Services Branch, USFA APO 777. Wien, 10. August 1948. 8 Seiten. Beckert übernahm die Forschungsaktivitäten und arbeitet vorerst ausschließlich für die Amerikaner. In weiterer Folge entstand daraus das österreichische Gallup-Institut.

⁹³ DCF / imb Fox, Douglas C., Operations Officer: Sampling of Public Opinion. To: Lee. Cc: Kaghan, Connaughton. 16 June 1949. 2 Seiten.

⁹⁴ Im Zuge der Zensur wurden Inhalte von Privat- und Geschäftspost und von Telefon und Telegraph analysiert. Eine Auszählung nach Inhalten einer Stichprobe von 12.000 Exzerpten von den schätzungsweise 700.000 Privatbriefen nach und aus Wien im Februar 1949 zeigte, dass Themen zur Besatzung und den Lebensverhältnissen dominieren. Mediennutzung war kein Thema der Privatpost. Civil Censorship Group / Austria Vienna Station AOP 777 US Army / Legault, Joseph L., Headquarters Disseminator Officer: Public Opinion Report. März 1949. 7 Seiten.

⁹⁵ 69 Mitarbeiter brachten nur 29 brauchbare Reports zustande. „The results of this survey were the greatest

disappointment I have received in Europe. What can we do for you, and RWR, when nearly 3/4 of the RWR staff will not help?“ Skornia, H.J., Visiting Expert / To: Ray, E. Lee / Douglas, C. Fox / Vincent, J. Skachinsky: Brief Report No. 11. Radio Listener Survey. 28 July 1949. 8 Seiten.

⁹⁶ Vgl. Zusammenfassung von: Austria Media Impact Study II, Juli 1950. 117 Seiten. 108 ff. Zum Teil abgedruckt in: Schönberg, amerikanische Medien- und Informationspolitik, Dokumentation II, 606-668.

⁹⁷ Correspondence between Schneider, Dr. R / Skala Dr. G. / Rössel-Majdan, Dr. Karl / Intendant Reischek, Andreas. 27. Juli 1950. Meinungsforschung. Österreichisches Institut für Rundfunkforschung. Monatsbericht, Mai 1950. 20 Seiten.

⁹⁸ Ekern, Halvor O.: Public Opinion Studies und Surveys on Austria. Vienna Newspaper Survey. Media Impact. Juni 1950. Abgedruckt in: Schönberg, amerikanische Medien- und Informationspolitik, Dokumentation II, 426-491. Auftraggeber ISB / USFA. Feldarbeit: Ing. Siegfried Beckert, Meinungs- und Marktforschung, Wien. Auswertung: Dr. Eric Stern, Foreign Opinion and Market Research, New York & The Hague. n = 1.000, Wien gesamt. Zur Haushaltsauswahl heißt es: „The household sample by this method is a true random sample.“

Kurier und die AZ mit jeweils 14 % und das Neue Österreich mit 12 %. Auffallend ist hier, dass jeweils nur rund ein Viertel der Kurier-Leser und der Welpresse-Leser ihre eigene Zeitung nannten. Die Ursache dieser geringeren Leser-Blatt-Bindung scheint am unterschiedlichen Erscheinungsmodus zu liegen. Kurier und Welpresse waren Abendzeitungen alle anderen Morgenzeitungen mit deutlich höheren Abo-Anteilen. Um die Vertrauenswürdigkeit des Kurier zu erhöhen, wurde empfohlen, den Zeitungskopf mit den Namen der österreichischen Herausgeber zu versehen und die Aktualität einer Abendzeitung – „the Kurier has said first“ zur Erhöhung der Vertrauenswürdigkeit zu nutzen.

In der Teilstudie, die Ende Juni 1950 durchgeführt wurde, sind vermutlich erstmals alle drei westlich besetzten Zonen Österreichs sowie Wiens untersucht worden.⁹⁹ Zusammenfassend wird festgestellt, dass die Bevölkerung weniger optimistisch als im Vorjahr in die Zukunft blickt. Unter Einbeziehung der ländlichen Bevölkerung sank der Anteil der täglichen Leser um 12 Prozent-Punkte auf 64 %. Dabei zeigt sich erstmals, wie groß die Nutzung der Lokalpresse ist. 66 % lasen „Not identified local newspapers“. Umgelegt auf die Gesamtbevölkerung im Untersuchungsgebiet lesen demnach gut die Hälfte Lokalzeitungen, knapp 10 % den Kurier und 4 % die AZ. Der größte Teil der Lokalzeitungsleser weist einen deutlich schlechteren Informationsstand über den Marshall Plan auf als Tageszeitungsleser. Bevorzugt wird die jeweils genannte Zeitung, weil sie interessant und die „beste“ Zeitung ist (21 %) oder weil sie „unpolitisch“ (18 %) ist. Ob sie die Wahrheit schreibt, interessiert nur 2 %.

Im Sommer 1950 haben laut dieser Studie bereits 77 % ein Radiogerät zu Hause. Die Auswertung

zeigt ein deutliches Stadt-Land-Gefälle in der Radioversorgung. In Wien haben 87 % ein Gerät zu Hause, in Orten unter 1.000 Einwohner nur 57 %. Für die drei westlichen Besatzungszonen zeigt sich erstmals, dass Alpenland und RWR mit gleich gut genutzt werden.

Weiteres wurden die Reichweiten von Magazinen und Kino abgefragt. Schon 42 % der Bevölkerung lasen regelmäßig Magazine, wobei die Illustrierte Wochenschau mit 23 % die höchste Reichweite hatte.¹⁰⁰ Die Hälfte der Bevölkerung ging mindestens zwei Mal im Monat ins Kino. Knapp drei Viertel haben, als sie das letzte Mal im Kino waren, einen Nachrichtenfilm (newsreel) gesehen.

Im Zuge der Media Impact Studie wurde in Wien sowie Salzburg und Linz, jeweils mit Umgebung, die Radionutzung im Detail erhoben.¹⁰¹ Nur 4 % hatten keine Möglichkeit, irgendwo Radio zu hören. Unter Einbeziehung der genannten Landeshauptstädte war RWR (76 %) mit großem Abstand am besten genutzt, gefolgt von RAVAG I (20 %) und weit abgeschlagen RAVAG II und Sendergruppe West mit jeweils 2 %. Wohl aufgrund der Tatsache, dass es sich um eine US-Studie handelt, lag die Verweigerungsrate auf die Frage nach der Regelmäßigkeit des Hören und der qualitativen Einschätzung der RAVAG I bei über 40 %. Jedenfalls wurde RWR sehr gut eingestuft. 84 % sagten, dass das Programm von RWR exzellent bzw. gut sei. Bei der RAVAG I waren es 50 %.

Obwohl knapp die Hälfte der RWR-Nachrichten-Meldungen aus US-Quellen kamen¹⁰², galt der Sender, besonders nach dem Oktoberstreik 1950 als „seriös“ und „authentisch“. Der Bundespressdienst hatte vorübergehend eine Außen-

⁹⁹ Austria Media Impact Study II. Juli 1950. Studienautor war Dr. Eric Stern (Foreign Opinion and Market Research), im Auftrag von Economic Cooperation Administration Office of Special Representative, Paris. Feldarbeit von Dipl.-Ing. Siegfried Beckert, Meinungs- und Marktforschung. Auswertung beim Nederlandse Stichting voor Statistiek The Hague. n = 2.500 persönliche Interviews, die mittels Quotauswahl nach Wohnort, Geschlecht, Alter, Einkommen und Beschäftigung ausgewählt wurden und über alle westlichen Besatzungszonen gestreut waren (GB: n = 828, US: n = 642, F: n = 294, Wien: n = 736).

¹⁰⁰ Die erste Erhebung von Magazin- und Illustriertenreichweiten gab es im Juni 1948. 28 % der Bewohner der amerikanischen Zone Wiens gaben an, Magazin- bzw. Illustrierten-Leser zu sein. Headquarters United States Forces in Austria. Information Services Branch. Survey – Section. APO 777, U.S. Army: Bericht No 57. 9. Juli

1948. Zeitschriften- und Magazinleser. 6 Seiten.

¹⁰¹ [verm. Ekm, Halvor O.]: Austrian Radio Survey. June 1950. Abgedruckt in: Schönberg, amerikanische Medien- und Informationspolitik, Dokumentation I, 352-355. Zweite Junihälfte 1950. n = 2.000, Wien, Linz und Umgebung, Salzburg und Umgebung. Feldarbeit: Ing. Siegfried Beckert, Meinungs- und Marktforschung, Wien. Auswertung: Dr. Eric Stern, Foreign Opinion and Market Research, New York & The Hague.

¹⁰² Ende 1948 stammten 46,7 % der Nachrichten aus amerikanischen Quellen. Headquarters United States Forces in Austria. Information Services Branch. APO 777. U.S. Army. Monthly Report on Operations of Information Services Branch for the Period Ending 30 September 1948. 30. September 1948. Abgedruckt in: Schönberg, amerikanische Medien- und Informationspolitik, Dokumentation II, 573-582, hier: 579.

stelle bei RWR, wodurch dieser als „Quasi-Regierungssender“ aufgewertet wurde.¹⁰³ Das Fernziel „Volksdemokratie“ des kommunistischen Streikkomitees war beunruhigender, als RWR-Nachrichten, die immer als „directly American slanted“ verstanden und dementsprechend strukturiert wurden. Die Zeitungen warnten vor den „Lügensendungen der RAVAG“ und verwiesen auf die Nachrichtensendungen von RWR und Alpenland, was zu einem Tiefpunkt des Ansehens von Radio Wien führte.¹⁰⁴

Rückzug der Alliierten & Österreichische Institute

Die erste bekannte Radiostudie nach der Media Impact II machte das „Österreichischen Instituts für Markt- und Meinungsforschung“¹⁰⁵, das Vorläufer-Institut von Fessel-GfK im Mai 1953. Zu jeder Tageszeit hörten in Wien 38 % Radio. Mit RWR sind 83 % „größtenteils bis vollkommen“ zufrieden. Wien I erreichte eine Zustimmung von 68 %, Wien II von 71 % und Alpenland 73 %. Die russische Zensur für Radio Wien endete Anfang November. Die „Russische Stunde“ wurde dann nur mehr über Wien I gesendet.

Von 1952 bis 54 gab es am Zeitungswissenschaftlichen Institut der Universität Wien ein Institut für Rundfunkkunde.¹⁰⁶ Laut Gründungsprotokoll soll der gewichtigste Budgetposten auf die Radioforschung in Österreich entfallen.¹⁰⁷ Bei den in der Institutszeitschrift Radio-Television veröffentlichten Studien ist Glaubwürdigkeit kein Thema.

¹⁰³ Rathkolb, Politische Propaganda, 490.

¹⁰⁴ Ergert, Geschichte des Österreichischen Rundfunks, Band II, 152 f.

¹⁰⁵ ÖIM (Österreichisches Institut für Markt- und Meinungsforschung Dr. Walter Fessel / Dr. Walter Geppert): Befragung der Wiener Rundfunkhörer. 34 Seiten. n = 736 im Wiener Gemeindegebiet, eine Repräsentativbefragung (Area-Sample-Methode). Multiclientstudie zur Rundfunkwerbung ohne spezifischen Auftraggeber.

¹⁰⁶ Vgl. Dörfler, Edith / Pensold, Wolfgang: Das Rundfunkwissenschaftliche Institut an der Universität Wien. In: Medien & Zeit, 3/98, 49-55. Finanzierungsgrundlage war eine Stiftung aller Sender (Sendergruppe Alpenland Kärnten und Steiermark, Rot-Weiß-Rot, Sendergruppe West Tirol und Vorarlberg, Sender Wien).

¹⁰⁷ Auszüge aus dem Gründungsprotokoll. In: Radio-Television. Zeitschrift für Rundfunkforschung. Journal for broadcasting research. 1953. Nr. 1 / Juni 1953, 10.

¹⁰⁸ The Status of Red-White-Red among Austrian Radio Listeners. I. Preliminary Report for Vienna and Lower

Anfang 1954 wurden die Rundfunkanlagen der britischen Zone an die Öffentliche Verwaltung übergeben.

Im April gab es die vermutlich letzte US-Studie mit Fragen zur Mediennutzung.¹⁰⁸ Laut Zwischenbericht der Untersuchung für Wien und Umgebung wurde RWR am meisten geschätzt (82 %), weit abgeschlagen die RAVAG (8 %) und Alpenland (5 %). Die RWR-Nachrichten wurden als sehr vertrauenswürdig eingestuft. Jeweils 47 % nannten sie „sehr“ bzw. „ziemlich“ vertrauenswürdig.

1954 führte das „Institut für Markt- und Meinungsforschung“ von Dr. Walter Fessel eine große Studie durch, „wie häufig die einzelnen Zeitungen gelesen werden“. In Wien lag die Arbeiter-Zeitung knapp vor dem Wiener Kurier.¹⁰⁹ Für die Jahre bis 1961 liegen bisher keine Studienergebnisse vor, die sich mit der Glaubwürdigkeit auch nur im weiteren Sinne beschäftigten.

Aus den Ohrenzeugen werden Augenzeugen

„One eyewitness is better than two hear-so's.“
(1519)¹¹⁰

Besonders seit 1949 hatten die Post und der Rundfunk versucht, das Verbot der Alliierten sich mit dem Fernsehen zu beschäftigen zu lockern, was vorerst nicht gelang. Vor allem die Russen befürchteten einen zu großen westlichen Einfluss durch das Fernsehen.¹¹¹ Die Vorarbeiten zur Einführung begannen im September 1950. Im September 1954 wurde das Fernsehen erstmals

Austria. Special Report No. 196-S1. 17 May 1954. In: Merritt / Merritt, Public Opinion, 236.

Zwischenauswertung, n = 379 im April 1954, Wien und Umgebung.

¹⁰⁹ Fessel-GfK: Menschen. Märkte. Meinungen. 50 Jahre Fessel-GfK. Wien, 2000, 19. Möglicherweise ein Teilergebnis einer Studie, die für die USIS (United States Information Services), einem „wichtigen“ Auftraggeber des Instituts bis 1955, durchgeführt wurde. 1954 gab es eine Österreichweite Repräsentativstudie, wobei in der sowjetischen Zone aus Gründen der Anonymitätsgarantie nur eine Straßenbefragung durchgeführt wurde. (26)

¹¹⁰ Mieder, Wolfgang (Hg.): English Proverbs. Stuttgart, 1988, 50.

¹¹¹ Auch die Amerikaner haben in der Liste der zu kontrollierenden Mediendienste „television films“ explizit angeführt. Supreme Headquarters. Allied Expeditionary Force. Psychological Warfare Division. Directive for Psychological Warfare and Control of Austrian Information Services. 29 April 1945. In: Schönberg, amerikanische Medien- und Informationspolitik, Dokumentation I, 74-110, hier 76.



**Erstes Philips-Gerät ab 1949
RK 9066-22, genannt die „Hundehütte“**

öffentlich präsentiert. Als wichtigster Termin im Übergang vom Versuchsprogramm zum Reguliärbetrieb gilt die Übertragung des „Fidelio“ am 5. November 1955.

Die ersten Fernsehhaushalte gab es in Vorarlberg. Durch die Aufnahme des deutschen Reguliärbetriebs ab Dezember 1952 und dem Schweizer Versuchsprogramm ab Juli 1953, war der Fernsehempfang schon sehr früh möglich.¹¹² Als erster Privat-Haushalt mit TV gilt jener der Industriellenfamilie Deuring in Hörbranz, in welchem der Apparat 1953 in Betrieb genommen wurde.¹¹³ Den ersten gasthüslichen „Gemeinschaftsempfang“ Österreichs gab es ab dem 24. Februar 1954 beim Fohrenburg-Wirt Anton Drexel in der Kirchgasse 21 in Bregenz, der das Gerät aus der Schweiz selbst importiert hatte.¹¹⁴ Zum Jahresende 1954 weist die Statistik für Gesamtösterreich bereits 73 Betreiber von Fernsehgrundfunkempfangsanlagen aus, davon alle in Bundesländer mit Auslandsempfang.¹¹⁵

Das erste Jahrzehnt des neuen Fernsehens ist geprägt vom steten Wachstum des Programmangebots. Ab Oktober 1959 sendet das österreichi-

sche Fernsehen an allen sieben Wochentagen. Ende der Fünfziger Jahre gibt es 100.000 Fernseh-Teilnehmer. Laut einer Gallup-Studie erreicht das Fernsehen im Sommer 1961 bereits regelmäßig 1,9 Millionen Österreicher, wobei 1 Million täglich fern sieht und die übrigen ein bis fünf Mal pro Woche.¹¹⁶ Seit dieser Zeit liegt das Fernsehen im Reichweitenvergleich, definiert als mindestens ein Mal in zwei Wochen, über dem Kino.

Medienglaubwürdigkeit in den USA und Deutschland

1959 lag das Fernsehen hinsichtlich seiner Source Credibility in den USA mit 29 % noch knapp hinter den Zeitungen (32 %), gefolgt von Radio (12 %) und Magazinen (10 %).¹¹⁷ 1968 ist es (44 %) schon weit vor den Zeitungen (21 %) positioniert (Radio 8 %). Seither hat sich an den Größenverhältnissen wenig geändert. In den USA gilt das Fernsehen als etwa doppelt so vertrauenswürdig wie die Zeitungen, welche wiederum doppelt soviel Vertrauen genießen wie das Radio.

Als erste deutsche Studie, die sich mit Glaubwürdigkeit im engeren Sinne beschäftigt, gilt eine Emnid-Umfrage von 1962 nach dem Konzept der Roper-Frage zur „relativen Glaubwürdigkeit“.¹¹⁸ Zu dieser Zeit besaßen über 90 % der Haushalte ein Radiogerät und etwa die Hälfte ein TV-Gerät. Das glaubwürdigste Medium war für 17 % die Zeitung, für 30 % der Hörfunk und für 23 % das Fernsehen. In der zweiten Hälfte der 60er-Jahre lag schon das Fernsehen an erster Stelle. „Die Gründe für die Dominanz des Fernsehens liegen – dies wurde oft bestätigt – vor allem an der Visualität des Fernsehens sowie am quasi offiziellen Charakter öffentlich-rechtlicher Fernsehnachrichten.“¹¹⁹

In der Langzeitstudie Massenkommunikation werden seit vierzig Jahren Meinungen über

¹¹² Vgl. Langer, Wolfgang / Pensold, Wolfgang: Im Schatten der Funkhoheit. Die Anfänge des Fernsehens in Vorarlberg. In: Medien & Zeit, 1/98, 49-55.

¹¹³ Das im Bregenzer Radiogeschäft Fawai & Co gekaufte Gerät war 15 Jahre in Betrieb und gilt als verschollen. Swoboda-Mark, Marga: Österreichs erster Fernseher in Bregenz: „Schwarz-Seher“ verkrochen sich unter dem Tisch... In: Neue Vorarlberger Tageszeitung, 14.01.1981.

¹¹⁴ [VN-gt]: Aus der Geschichte: Erstes öffentliches TV-Gerät in Bregenz vor 50 Jahren. Auf: Vorarlberger Nachrichten, 26.02.04, http://www.vn.vol.at/2004-02-26/Lokal_11.asp.

¹¹⁵ Österreichisches Statistisches Zentralamt: Theater, Film,

Rundfunk, Fernsehen. Wien, 1959, 173.

¹¹⁶ Mitteilungen des österr. Gallup-Instituts vom 26.10. bzw. 9.11.1961: Zit. n. Venus, Fernsehpioniere, 112.

¹¹⁷ Vgl. Plasser, Fritz / Ulram, Peter A.: Von der Parteien- zur Medienverdrossenheit? – Trends in Österreich, Deutschland und den USA. In: Busek, Erhard / Hüffel, Clemens (Hg.): Politik am Gängelband der Medien. Wien, 1998, 107-122.

¹¹⁸ Bentele, Günter: Der Faktor Glaubwürdigkeit. Forschungsergebnisse und Fragen für eine Sozialisationsperspektive. In: Publizistik, 2-3/1988, 406-426, hier: 413.

¹¹⁹ Bentele, Faktor Glaubwürdigkeit, 414.

Aspekte der politischen Informationsvermittlung wie Wahrheitsstreue und Objektivität erhoben. Das Fernsehen lag schon 1964 an erster Stelle. 47 % sagten, „dass es wahrheitsgetreu berichtet und die Dinge immer so wiedergibt, wie sie wirklich sind.“¹²⁰ An zweiter Stelle folgt der Hörfunk (45 %) vor der Tageszeitung (31 %). Am meisten hatte der Hörfunk unter der Ausbreitung des Fernsehens zu leiden. „Der Besitz eines Fernsehgerätes beeinflusst Nutzung, Bewertung und Bindung an das Angebot des Hörfunks deutlich negativ. Zwischen den Abendprogrammen der beiden Medien besteht unmittelbare Konkurrenz.“¹²¹ 1970 liegt das Fernsehen (56 %) noch deutlicher vor Radio (47 %) und Zeitungen (23 %). In den Folgeuntersuchungen verringert sich der Abstand der elektronischen Medien zu Print wieder, wobei das Fernsehen vor allem bei jüngeren Altersschichten an Glaubwürdigkeit verliert.

Die Ergebnisse der Langzeitstudie werden in anderen Untersuchungen zum Teil bestätigt. Bentele geht davon aus, dass die Medienglaubwürdigkeit nicht nur vom Medientyp, sondern auch vom Ereignistyp und der Entfernung des Rezipienten von Ereignissen und der damit verbunden (Nicht-)Möglichkeit der direkten Kontrolle abhängig ist. Nestmann hat in einer Mehrmethodenstudie auf die Notwendigkeit einer intramedialen Differenzierung verwiesen. „Die Beurteilung einer bestimmten Sendung im Fernsehen ist [...] nicht unbedingt deckungsgleich mit der Gesamtbeurteilung des Mediums und daher auch nicht direkt aus dieser ableitbar.“¹²²

Vom „Bild des Tages“ zur „Zeit im Bild“

Bemühungen zur Einführung einer aktuellen Fernsehberichterstattung waren nahe liegend. Schließlich war die „Tagesschau“ der ARD seit

Ende 1952 auf Sendung. Von einer Programmsitzung beim Österreichischen Rundfunk im Juni 1955 ist dokumentiert, dass nach Möglichkeit „alle erreichbaren Aktualitäten unabhängig von den Wochenschauen und Filmverleihern in eigener Regie filmmäßig zu erfassen“¹²³ seien. Bedingt durch den Aufbau des Fernseh-Sender-Grundnetzes waren die Ressourcen knapp und man behelf sich mit Kommentaren zu Standbildern. Dennoch war das „Bild des Tages“ die erste Sendung mit fixem Programmplatz.¹²⁴ Ab 5. Dezember 1955 wurde aus dem „Bild des Tages“ die „Zeit im Bild“. Anfangs noch unregelmäßig, wurde die ZiB um 20 Uhr ab Anfang 1957 ein fixer Programmbestandteil.¹²⁵ 1961 verfolgten erst 8 % die „Zeit im Bild“ täglich.¹²⁶ Noch im Jahr vor dem massiven Ausbau der Fernsehinformation mit der Rundfunkreform 1967 hat die Sendung, seit 1964 um 19:30 Uhr, bereits ein tägliches Stammpublikum von 17 %.

Plasser und Ulram beschäftigen sich explizit mit politischen Nachrichtenangeboten der Massenmedien. Sie strukturieren den medialen Wandel des österreichischen Kommunikationssystems anhand des Drei-Phasen-Modells von Blumler und Kavanagh.¹²⁷ Dem „parteien- und printorientierten“ Kommunikationssystem entspricht die Zeit von 1945 bis Mitte der 60er Jahre. Die Parteipresse hatte 1959 noch einen täglich Auflagenanteil von 36 %. Die wichtigsten politischen Informationsquellen waren 1961 für 47 % der Österreicher die Tageszeitungen und für 44 % die Nachrichten im Radio.

Die starke intermediale Konkurrenz wird in den 60er Jahren immer größer. 1966 sind 2.159.360 Hörfunk-Geräte angemeldet. Die Tageszeitungen haben eine Auflage von 1.806.000 Exemplare (Zeitungen), Fernsehgeräte gibt es in 781.013 Haushalten und die Kinos haben ca. 200.000 Besucher täglich.¹²⁸ 1968 gab es in einem Fünftel

¹²⁰ Berg, Klaus / Kiefer, Marie Luise: Massenkommunikation. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung. Mainz, 1978, 159.

¹²¹ Berg / Kiefer, Massenkommunikation, 51.

¹²² Nestmann, Frank: Fernsehen im Urteil der Zuschauer. Eine empirische Analyse von Medienkritik und Medienbewusstsein. Tübingen, 1980, 116.

¹²³ Historisches Archiv des ORF, Programmsitzung vom 29.06.1955, Gedächtnisprotokoll. Zit. n. Venus, Fernsehpietäre, 110.

¹²⁴ Dörfner, Edith / Pensold, Wolfgang: Der Zauberspiegel der Nation. Zur Etablierung des Fernsehens in Österreich. In: Medien & Zeit, 2/99, 16-42, hier: 19.

¹²⁵ Vgl. Rest, Franz: Die Explosion der Bilder. Entwicklung

der Programmstrukturen im österreichischen Fernsehen.

In: Fabris, Hans Heinz / Luger, Kurt (Hg.): Medienkultur in Österreich. Film, Fotografie, Fernsehen und Video in der zweiten Republik. Wien, 1988, 265-315.

¹²⁶ Plasser, Fritz / Ulram, Peter A.: Öffentliche Aufmerksamkeit in der Mediendemokratie. In: Plasser, Fritz (Hg.): Politische Kommunikation in Österreich. Ein praxisnahes Handbuch. Wien, 2004, 37-99, 54 f.

¹²⁷ Plasser / Ulram, Öffentliche Aufmerksamkeit, 39 ff.

¹²⁸ Gegenüberstellung der Medien. Beilage von: Generaldirektion Österreichischer Rundfunk, Gesellschaft m.b.H., Abteilung Rundfunkforschung: Hörfunk und Fernsehen 1965/66 in Grafik und Ziffer. Wien, 1966.

der Haushalte schon zwei oder mehr Radiogeräte.¹²⁹ Dreiviertel der Radios waren UKW-tauglich. Die Spitze der Radionutzung lag nun zwischen 12 und 13 Uhr. Das Fernsehen war das dominierende Abendmedium geworden. Der am stärksten genutzte Sender bei den UKW-Radiohörern war Ö Regional mit 45 %, deutlich vor Ö3 und Ö1.

Bei traumatischen Ereignissen mit hoher Aktualität hat das Radio durch die Möglichkeit seiner mobileren Nutzung weiterhin eine sehr wichtige Funktion. Im September 1968 führte der ORF eine Befragung durch, welche Informationsquelle für die Zeit nach der CSSR-Krise am wichtigsten war.¹³⁰ Der Hörfunk war nicht nur das am meisten benutzte (52 %), sondern auch das am meisten geschätzte Informationsmittel. An zweiter Stelle lag das Fernsehen (36 %), gefolgt von Tageszeitungen (12 %) und Gesprächen (4 %).

Für die zweite Hälfte der 60er Jahre setzen Plasser und Ulram der Übergang zur „TV-zentrierten“ Phase an. Ab 1968 haben mehr als die Hälfte der Haushalte ein Fernsehgerät, 1971 waren es bereits 71 %. Die Mehrheit der Österreicher war nun einigermaßen mit dem Fernsehen als „Augen- und Ohrenzeugen“ vertraut. 1971 liegt das Fernsehen (48 %) als primäre politische Informationsquelle an erster Stelle vor Tageszeitungen (33 %) und Radio (20 %).

Die Frage nach der „glaubwürdigsten Informationsquelle für politische Informationen“ wurde von FESSEL-GfK über fast dreißig Jahre sechs Mal wiederholt.¹³¹ Bei der ersten Befragung 1976 (Mehrfachantworten möglich), nannten 66 %

das Fernsehen, 27 % die Zeitungen, 17 % das Radio und 5 % Zeitschriften. Das Fernsehen erreichte 1976 täglich bereits rund vier Millionen Österreicher (70 %). Im Frühjahr 1976 hatte die „Zeit im Bild“ im Tagesdurchschnitt 2,2 und das „Österreichbild“ 1,7 Millionen Seher.¹³² Der Hörfunk hatte 1978 eine Reichweite von 75 %.¹³³

Die Hörfrequenz der Radionachrichten hat sich in Österreich seit 1961 kaum verändert. Der Stellenwert der ORF-Radionachrichten und Journalisierungen im politischen Informationsrepertoire wird vielfach „unterschätzt“.¹³⁴ Auch 2001 hörten noch nahezu 68 % täglich und 20 % mehrmals die Woche Radionachrichten. Dennoch ist seine Bedeutung als primäre politische Informationsquelle spätestens seit Anfang der 60er Jahre stetig gesunken. Das dürfte nicht nur mit der gestiegenen TV-Versorgung, sondern auch mit dem Verlust des offiziellen Charakters durch das Aufkommen der Kommerzradios zu tun haben. Leider liegen keine Studienergebnisse aus der Frühzeit des Fernsehens vor, die sich explizit auf die Situation in den TV-Haushalten beziehen. Dort wäre noch deutlicher sichtbar, dass man sich der Faszination des Fernsehens kaum entziehen kann.

Gegenwärtig liegen die Österreicher bei der Nutzung der Informationsangebote von Fernsehen, Radio und Presse über dem EU-Durchschnitt, wobei die Vertrauenswerte für die elektronischen Medien besonders hoch sind.¹³⁵ Der Rundfunk, aber insbesondere das öffentlich-rechtliche Fernsehen gilt noch immer als sehr vertrauenswürdig. Im Vergleich zu anderen empfangbaren Fernsehprogrammen schätzt man am ORF-Fernsehen insbesondere seine „Glaubwürdigkeit“ und „Aktualität“.¹³⁶

Jo ADLBRECHT (1964)

Mag. phil., Absolvent des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. Seit 1993 Mitarbeiter der Abteilung Markt- und Medienforschung des Österreichischen Rundfunks in Wien.

¹²⁹ ORF: Informationen über die Meinungsforschung des ORF. 15.05.1968 (Pressekonferenz: Ergebnisse der Meinungsforschung des ORF und die ersten Infratest-Ergebnisse).

¹³⁰ Österreichischer Rundfunk Gesellschaft m.b.H.: Almanach 1969. Wien, 1969. 185 f.

¹³¹ Plasser / Ulram, Öffentliche Aufmerksamkeit, 92.

¹³² Die Infratest-Reichweiten wurden mittels Tagebuch erhoben und können mit der heute verwendeten Durchschnittsreichweite des TELETEST, in die die tatsächlich gemessene Nutzungszeit eingeht, nicht verglichen werden.

¹³³ ORF (Zehetner, Hedwig / Diem, Peter): Radio. Daten und Fakten zur Hörfunknutzung in Österreich. (= Berichte zur Medienforschung, 1/81), 2.

¹³⁴ Plasser / Ulram, Öffentliche Aufmerksamkeit, 80 f.

¹³⁵ Standard Eurobarometer 59, Juni 2003. Fernsehen / Rundfunk / Presse in %: EU 15: 57 / 65 / 47; Österreich: 67 / 66 / 47; Deutschland: 60 / 63 / 44; Italien: 47 / 58 / 45. Plasser / Ulram, Öffentliche Aufmerksamkeit, 90.

¹³⁶ Bretschneider, Rudolf / Hawlik, Johannes: Programm und Auftrag zwischen Qualität und Quote. ORF (Hg.), Wien, 2001, 62-63.

Rezensionen

MARGARETH LÜENBORG: *Journalismus als kultureller Prozess. Zur Bedeutung von Journalismus in der Mediengesellschaft. Ein Entwurf*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 238 Seiten.

Theorien bemessen sich an ihrem Erklärungs-wert, und die so genannte „Praxis“ besitzt andere Referenzgrößen als die Theorienbildung. Dabei ist richtigerweise zu hinterfragen, von welcher Theorieebene aus die zentralen Begriffsgrößen – im konkreten Kontext – der „Journalismus“ verstanden werden soll. Margareth Lünenborg geht in ihrer nun publizierten Habilitationsschrift von der Prämisse aus, dass es zu einem Bedeutungswandel im Journalismus gekommen sei, und dass „diese Phänomene der Entgrenzung und Entdifferenzierung von Journalismus gegenüber anderen Formen medialer Kommunikation“ (S. 13) in den Mittelpunkt der Ausführungen gestellt werden müssen. Dabei wird der Journalismusbegriff auf alle Formen journalistischer Kommunikation ausgeweitet und nicht nur primär – wie dies zumeist in der traditionellen Journalismusforschung praktiziert wird – auf den Nachrichten-journalismus bezogen. Lünenborg bemängelt, dass das „Publikum“ in der aktuellen Journalismusforschung ausgeklammert werde und dass sich die meisten Forschungsvorhaben vor allem auf die Analyse der KommunikatorInnen und deren journalistisches Handeln beziehen. Für die Cultural Studies – die als eine unverzichtbare Größe in der theoretischen wie auch forschungs-praktisch orientierten Journalismusforschung eingefordert werden – ist Journalismus „in der selbst-reflexiven Mediengesellschaft der zentrale Ort der kulturellen Selbstverständigung einer Gesellschaft“ (S. 91).

Lünenborg gliedert ihre Arbeit in übersichtlich kommentierte Kapitel, wobei es ihr – wie bereits erwähnt – einerseits um die Rolle bzw. die Exklusion des Publikums aus der aktuellen Journalismusforschung geht. In weiterer logischer Folge sollen die Cultural Studies in der Journalismusforschung verortet werden und neue Forschungsfelder gerade in Anbetracht der sich immer mehr ausdifferenzierenden Mediengesellschaft bestimmt werden. Lünenborg betont die Bedeutung von Narrativität im Journalismus und die Unterscheidung zwischen Fakten und Fiktionalisierung. Im dritten Teil versucht sie eine Bilanz

der Positionierungsmöglichkeiten von Journalismus in der Mediengesellschaft zu ziehen und die Konsequenzen zu klären, die sich daraus für die Journalistik ergeben. Wenn man sich mit den Publikationen von Lünenborg auseinandersetzt, wird deutlich, dass ihre Arbeiten (auch gemeinsam mit Elisabeth Klaus) einem roten Faden folgen, der sich dahingehend interpretieren lässt, dass es einer Neuausrichtung sowohl der theoretischen als auch der praktischen Betrachtungsweisen von Journalismus bedarf, da die bisher angenommene Gleichung non-fiktional ist gleich Journalismus nicht mehr gilt. Und: durch verstärkte Publikumsorientierung gewinnt die Auseinandersetzung mit journalistischer Bedeutungsproduktion an Relevanz.

Um beim Publikum zu bleiben: Dieses wird von Lünenborg zwar in einer Art Status quo-Beschreibung, wie es in der Journalismusforschung „behandelt“ wird, dargestellt, sie selbst unternimmt jedoch keinen Versuch zu definieren, was sie unter „Publikum“ versteht. Grundsätzlich verweist die Autorin auf die systemtheoretische Fokussierung in der Journalismusforschung und beschreibt auch die Rolle des Publikums in der systemtheoretischen Journalismusforschung (vgl. S. 27). Sie attestiert: „Das Publikum muss als Umwelt des Systems Journalismus betrachtet werden. Eine Integration der Publikumperspektive in die Journalistik erscheint in einer systemtheoretischen Konzipierung nicht sinnvoll möglich.“ (S. 31). Aber genau darum geht es auch in der Systemtheorie nicht, weil Systembildung auf Basis der Differenz erfolgt. In der Systemtheorie als übergeordnetem Theorierahmen ist das Publikum inkludiert und als soziales System möglich, um es inhaltlich zu fassen, bedarf es Zusatztheorien. Wie bei Jürgen Habermas „Zur Logik der Sozialwissenschaften“ über die Systemtheorie auf Seite 373 nachzulesen ist, wird die „Erhaltung des Systems als eine Ordnungsleistung des Systems selber im Verhältnis zu seiner Umwelt aufgefasst“.

In der Auseinandersetzung mit dem „Publikum“ und den journalistischen Produktionsleistungen stehen prinzipiell Fragen nach den spezifischen Merkmalen massenmedialer Wirklichkeit im Vordergrund, und die basale Frage, was in den unterschiedlichen Konzeptionen an Einsichten in die Bewusstseinswelten der Massenmedien zu gewinnen

nen ist. (Als Stichwort formuliert: welche Sinnstiftungen erfolgen?).

Den Cultural Studies gilt der Journalismus als Bestandteil der Populär- und Alltagskultur und daraus ergeben sich weitgehende Implikationen für die Bewertung journalistischer Leistungen. Lünenborg geht es nun darum, eine integrative Journalismustheorie zu entwickeln – bzw. die einzelnen dafür notwendigen Bestandteile aufzuzeigen –, die Journalismus als „prozessuales Zusammenwirken von Medienproduktion, dem Medientext sowie der Rezeption und Aneignung durch das Publikum versteht“ (S. 45). Als praktisches und aktuelles journalistisches Referenzsystem wählt Lünenborg den Fernsehjournalismus, um an dessen Formen und Funktionsvielfalt die kulturelle Selbstverständigung beschreiben zu können. Der Wandel der gesellschaftlichen Realität erfordert eine adäquate Auseinandersetzung auch im Bereich Journalismus, der durch teilweise konkurrierende Betrachtungen und Teiltheorien mit unterschiedlich hohem Erklärungs- und Erkenntniswert gekennzeichnet ist.

Um die Theoriefähigkeit der Cultural Studies für die Journalismusforschung zu verankern, schlägt Lünenborg vor, „Journalismus integrativ als Prozess zu betrachten und dabei das Publikum als zentralen Ort der gesellschaftlichen Bedeutungsproduktion zu integrieren. Das Cultural-Studies-Projekt bietet in seiner theoretischen Anlage das Potenzial eines solch integrativen Ansatzes, der bislang in der Journalistik noch kaum entwickelt ist“ (S. 47).

Die Theoriedurchlässigkeit der Cultural Studies nimmt Lünenborg zum Anlass, um davon ausgehend die Erkenntnismöglichkeiten im Sinne dieses Theorieansatzes in fünf Dimensionen zu unterteilen:

- kulturorientierte Theorie: dabei geht es um den Kulturbegriff und den spezifischen Stellenwert von Medien innerhalb der Kultur
- konstruktivistische Theorie: dabei geht es um das Verhältnis von Wirklichkeit und Medienwirklichkeit
- prozessuale Theorie: dabei geht es um den integrativen Anspruch der theoretischen Perspektive und seine Folgen für die Medienanalyse
- kontext- und diskursorientierte Theorie: dabei geht es um die erkenntnistheoretischen Grundlagen
- kritische Theorie: dabei geht es um die gesellschaftspolitische Positionierung der Cultural Studies

Diese fünfteilige Systematik gibt für Lünenborg die Struktur vor, um das Erkenntnispotenzial der Cultural Studies für die Journalismusforschung zu bestimmen (vgl. S. 47). In der Journalismusforschung sind bislang keine integrativen Supertheorien zur Beschreibung des Journalismus entwickelt worden – darum geht es Lünenborg aber auch nicht, sie stellt essentielle Fragestellungen in Bezug auf die Auseinandersetzung mit dem „Journalismus“ selbst.

Wichtig ist dabei auch ihr Hinweis, dass durch die Wettbewerbssituation, die sich zwischen den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten und den privaten Anbietern ergeben hat, die narrativen und performativen Funktionen des Journalismus gegenüber den informativen an Relevanz gewonnen haben (vgl. S. 215). Und auch die Glaubwürdigkeit des Journalismus steht auf dem Spiel: Die zunehmende Abhängigkeit von Politik, PR und ökonomischen Determinanten führen zu einer Desillusionierung des Publikums. Um auf all die Phänomene der Entdifferenzierung, Entgrenzung und Hybridisierung eingehen zu können, bedarf es mehr als einer systemtheoretischen Analyse des Journalismus, „die von einer fortschreitenden funktionalen Ausdifferenzierung der Gesellschaft und ihrer Teilsysteme ausgeht, [...] dieses Phänomen nicht angemessen beschreiben und erklären [kann]“ (S. 215). Auch aus dem Grund, dass das Subjekt aus der Systemtheorie „verbannt“ ist, worauf auch Lünenborg beharrlich mit Recht verweist. (Anzumerken ist in diesem Kontext, dass auch der „Verstehensbegriff“ bei Luhmann nicht an den Subjektbegriff gebunden ist).

Das Konzept „cultural citizenship“, das Lünenborg in die Diskussion einbringt, ist nach ihrer und Elisabeth Klaus' Definition ein theoretischer Entwurf, der die Formen der Teilhabe an Gesellschaft und Gemeinschaft beschreibt, die medial geprägt sind. So beruft sie sich auch auf Marshall, der bereits 1949 ein dreigeteiltes Konzept entwickelte, das „civil, political und social citizenship“ unterscheidet (vgl. S. 71). Sie streift die Thematik und geht im Schlusskapitel (vgl. S. 218f) ein wenig ausführlicher auf die begriffliche und inhaltliche Bestimmung von „cultural citizenship“ ein. Hier hätte man sich eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit Marshall gewünscht, denn Marshall, dessen Arbeit „Citizenship and Social Class“ (1949) bis heute die politikwissenschaftliche Diskussion zum Thema prägt, begreift „citizenship“ vor allem als Bündel von Rechten des Individuums, die dessen gesellschaftliche Teil-

habe sichern sollten. Marshalls Konzept entstand wesentlich als historische Analyse und theoretische Legitimation von Wohlfahrtsstaatlichkeit („social citizenship“), die seiner Ansicht nach erst Gleichheit vor dem Gesetz („civil citizenship“) und politische Teilhaberechte („political citizenship“) absichert. Kulturelle Homogenisierung durch den Nationalstaat und hier insbesondere die allgemeine Schulpflicht sind für Marshall zentrale Voraussetzungen für die allgemeine Akzeptanz wohlfahrtsstaatlicher Sicherung, da erst eine gemeinsame materielle Kultur die kulturellen Klassenschränken des Kapitalismus überbrücken kann und jene nationale Solidarität sicherstellt, die Wohlfahrtsstaatlichkeit legitimiert. Damit ändert sich das Verhältnis zwischen Bürger und Staat radikal: Ist dieser im liberalen Nachwachstumsstaat primär Untertan, so entsteht durch die Ausformung der drei Dimensionen von citizenship eine qualitativ neue Form der Zugehörigkeit, die nicht mehr auf Unterwerfung, sondern auf rechtlicher Gleichheit und sozialer Sicherheit beruht.

In diesem Kontext erschließen sich Fragen wie: „Was heißt Bürgerschaft im Reich der Zeichen?“ (Bernhard Perchinig) – eine von Marshall ignorierte Dimension. Und darauf verweist Lünenborg in ihrer Argumentation. Dabei geht es vor allem auch um die kulturelle und begriffliche Hegemonie in einer Gesellschaft. Sah Marshall die kulturelle Homogenisierung durch den Nationalstaat prinzipiell positiv, so stellt sich heute die Frage, wie im Kontext von Globalisierung und internationaler Migration kulturelle Teilhabe an einem nationalen Zeichensystem möglich ist und ob dies tatsächlich mit der Aufgabe der eigenen Sprache und Kultur zu erkaufen ist. Die Erschließung eines kulturellen sprachlichen Rahmens steht also zur Disposition, denn wer Zugang zum politischen oder in weiterer Folge auch medialen System haben möchte, wird in seiner Rolle als WählerIn oder ZuschauerIn und StaatsbürgerIn inkludiert. Und darauf muss notwendigerweise auch der „Journalismus“ reagieren.

Lünenborgs Arbeit oszilliert zwischen berechtigten normativen Ansprüchen und den Möglichkeiten und Grenzen empirischer Praktikizität, sie formuliert „spannende“ und herausfordernde Fragestellungen, mit denen sich auch die Kommunikationswissenschaft beschäftigen muss.

Petra Herczeg

THYMIAN BUSSEMER: *Propaganda. Konzepte und Theorien. Mit einem Vorwort von Peter Glotz.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 443 Seiten.

Als 1950 ein Stuttgarter Verlag den in den USA bereits Ende der zwanziger Jahre erschienenen Bestseller des Werbefachmanns Claude C. Hopkins unter dem Titel: „Propaganda. Meine Lebensarbeit. Die Erfahrungen aus 37-jähriger Anzeigen-Arbeit im Werte von vollen 100.000.000 Dollar für amerikanische Groß-Inserenten“ in einer deutschen Übersetzung herausbrachte, fühlte sich der Verlag veranlasst, dem Buch ein Glossar beizugeben, worin umständlich erklärt wurde, dass Hopkins mit Propaganda natürlich nicht das meine, was man im deutschen Sprachraum darunter verstehe, sondern ausschließlich Tätigkeiten im Bereich der Wirtschaftswerbung und des Marketings. Säuberlich wurde in diesem Beiblatt alles, was nach „Propaganda“ schmeckte, übersetzt und in die nun angesagte, anscheinend unverdächtige weil als ideologiefrei gehandelte Werbesprache übersetzt.

Der Fall lässt tief blicken, auch wenn die Beflissenheit des Verlags, der Not der Umstände gehorchend, Begriffsklärungsarbeit zu leisten, so kurz nach Joseph Goebbels besonders verständlich anmutet. Der Fall offenbart aber auch eine exemplarische, bis heute höchst aktuelle Seite, nicht zuletzt seit die Kommunikationspolitik der US-Administration im Irak-Konflikt Züge offenbart hat, die an Stilfiguren abgelebter Propagandaeпоchen nur allzu deutlich erinnern, angefangen vom aus NS-Zeiten sattem bekannten Frontberichterstatte(r) (wiederauferstanden als „embedded journalist“) oder die präjudizierende Zeichnung von „Gut“ und „Böse“ in den veröffentlichten Presse- und Bildberichten. Der Fall Irak zeigt, dass allein mit der Nennung des Wortes „Propaganda“ automatisch und nach wie vor ein Definitions-dilemma im Raum steht, das gewaltige Bereiche geisteswissenschaftlicher Forschungen betrifft und letztendlich in ihren Erkenntnisbestrebungen nachhaltig belastet – angefangen von der Politikwissenschaft über die Kommunikationssoziologie, die Gesellschafts-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte, die Alltagsästhetik und Ikonographie, die Ideengeschichte, die Philosophie, ja am Ende gar die Theologie.

Um es uneingeschränkt und in aller Deutlichkeit zu sagen: Thymian Bussemer hat mit seinem Buch „Propaganda. Konzepte und Theorien“

jetzt eine für fast alle der genannten Wissenschaftsdisziplinen wertvolle Grundlagenuntersuchung abgeliefert. Sie wird für lange Jahre Maßstab und Nachschlagewerk bleiben, wo immer es um die Aufarbeitung und Bewertung politisch motivierter Massenbeeinflussung geht. Für die weitere Forschung steht mit dieser Arbeit erstmals eine lange entbehrte systematische Darstellung propagandistischer Theorien in Hinblick auf deren Abhängigkeit bzw. Einfluss auf gesellschafts-ideologische Konzepte als auch auf die damit einhergehende Fortentwicklung der Massenkommunikationstechnologie selbst zur Verfügung.

Generell ist Propaganda für Bussemer ein „Diskurssystem im 20. Jahrhundert“ (S. 11ff.), das sich durch fünf „Verwendungen in unterschiedlichen Theoriekonzepten (S. 32ff.) beschreiben lässt. Nach ihm könne ein „polemisches Verständnis von Propaganda“ unterschieden werden von einem „kurzfristig-taktischen“ und einem „Kampagnenverständnis“; ebenso könne Propaganda als „primäre Integrationsagentur der Gesellschaft“ sowie als „Normalmodus gesellschaftlicher Kommunikation“ aufgefasst werden und dementsprechend fungieren.

Im Folgenden gliedert Bussemer seine Arbeit in drei historisch strukturierte Hauptkapitel, die zugleich den Weg der Propagandakonzepte durch das 20. Jahrhundert weisen. Die erste Phase, die mit dem Zusammenbruch des NS-Systems endet, begreift Bussemer unter dem Massenparadigma. Es bestimmte vor allem die Propagandapraxis totalitärer Systeme und beinhaltete immer auch einen Reflex auf das vorherrschende Menschenbild, nach dem „die Masse“ der Menschen letztlich ein durch die subtilen Strategien einer Machelite steuerbares Etwas sei. Theoretiker wie Johann Plenge oder Hans Domizlaff, deren exemplarische Aussagen Bussemer unter der Überschrift „Frühe deutsche Theoretisierungen“ rekapituliert, legten in den zwanziger und dreißiger Jahren die theoretischen Grundlagen dieses Massenparadigmas. Mit dem Aufkommen der empirischen Sozialforschung Ende der dreißiger Jahre in den USA (Lazarsfeld, Lasswell u.a.) neigte sich die erste Phase ihrem Ende zu. Ihre politische Relevanz zeigte sich aber erst nach der Beendigung des Zweiten Weltkriegs, die Bussemer als „die empirische Wende“ benennt und charakterisiert. Propaganda bekommt nun einen anderen Stellenwert und ist fortan ein Instrument der Sozialtechnik. Die dritte, letzte und bis heute

andauernde Phase von Propaganda definiert Bussemer als „pluralistisch“; in ihr werde der Begriff zu einem integralen Bestandteil der Moderne.

Am Ende seiner Untersuchung stellt Thymian Bussemer Fragen nach dem Verhältnis von Propaganda und Demokratie sowie zur Aktualität dieses Kommunikationsdiskurses in komplexen und offenen Gesellschaften schlechthin: „Hat Propaganda ausgedient?“ Seine Zukunftseinschätzung fällt unter dem Strich positiv aus: „Propaganda als Kommunikationstyp stellt in Demokratien nach wie vor eine latente Bedrohung der freien Willensbildung dar, doch bislang hat die demokratische Öffentlichkeit auf lange Sicht stets über die Macht der Propaganda triumphiert.“ (S. 413)

So verdienstvoll Ansatz und Durchführung der Bussemerschen Arbeit auch sind – der von ihr ausgehende Zugewinn an Klarheit und Ordnung für zahllose kommende Arbeiten und Fallstudien kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden –, es stellen sich doch einige Fragen, die nicht zuletzt dem verzwickten Thema Propaganda selbst geschuldet sind.

1.) Es ist sicherlich eine Kardinal-Frage, ob man, wenn der Propaganda-Begriff so diskursiv diskutiert wird wie dies im vorliegenden Fall geschieht, die mit ihm einhergehenden belastenden Konnotationen in den Titel des Buches aufnehmen kann oder muss. Bussemer hat sich dafür entschieden und damit dem Propagandabegriff selbst kategoriale Weißen erteilt. Andere haben – eben aus dem Wissen um die Fragwürdigkeit des Begriffs – von dessen Verwendung in dieser Form bewusst abgesehen. Für die Forschung ist der Umstand, dass viele Bücher, die von Propaganda (bzw. PR) handeln, den Begriff bewusst nicht im Titel tragen, sicherlich ein Wahrnehmungsproblem. Stefan Stosch etwa hat sich in seinem sehr aufschlussreichen Buch über die Propagandaorganisation des Hans Edgar Jahn „Die Adenauer-Legion. Geheimauftrag Wiederbewaffnung“ von 1994 dagegen entschieden. Auch Volker Ilgen und ich haben uns in unserer Untersuchungen über die Beeinflussungsaktivitäten der Unternehmerorganisation „Die Waage“ in den fünfziger und sechziger Jahren darauf geeinigt, das präjudizierende Wort Propaganda zu meiden und das Buch schlicht (und neutral) mit „Werbung für die soziale Marktwirtschaft“ überschrieben – obwohl es

von der Sache her um nichts anderes als PR- bzw. Propagandaaktivitäten – deren Unterschied zudem in einem längeren Kapitel diskutiert wird – ging. Ähnliches gilt für eine Untersuchung wie Peer Heinelt's „PR-Päpste“ und viele andere mehr. Die Folge für einen Propagandadiskurs wie den von Bussemer vorgelegten ist, dass solche Untersuchungen immer wieder einmal aus dem Fokus fallen – was eigentlich nicht sein dürfte.

2.) Von der Sache her bedient sich die Beeinflussungs-Technik Propaganda keiner anderen Kommunikations-Theorien und -Strategien als die Werbewissenschaft auch. Konsequenterweise gehörten eigentlich auch deren Konzepte wie beispielsweise das Gesamtwerk des Werbefachmanns Johannes Weidenmüller (1881-1936) zum Propagandadiskurs. Auch hier verhindert der kategoriale Gebrauch des Propaganda-Begriffs offenbar die Rezeption wichtiger Theoriebausteine. Dies ist umso verwunderlicher, da seit jeher die Praxis der Wirtschaftswerbung selbst jenseits dieser theoretischen Differenzierungen arbeitet. Zwangsläufig machen Werbefachleute immer wieder einmal Propaganda (resp. das, was gemeinhin als PR bezeichnet wird): es müssen nur die Zeiten schlechter werden. Schon die Ankündigung einer Mobilmachung reicht aus, um Heerscharen von ihnen von einer auf die andere Minute zu Propagandaspezialisten zu befördern. Julius Pinschewer etwa, der Erfinder des deutschen Werbefilms, wurde so vom Werber für Maggi und Autoreifen zum Propagandisten für Kriegsanleihen. In diesem Punkt bedarf die Bussemersche Untersuchung einer Ergänzung durch den werbewissenschaftlichen Diskurs, wie ihn etwa Claudia Regnery über dessen Entwicklung zwischen 1900 und 1945 unlängst vorgelegt hat.

Natürlich hätte Thymian Bussemer selbst auf diesen Gedanken auch kommen können. Schließlich haben mit Johann Plenge und Hans Domizlaff zwei seiner Propaganda-Protagonisten auch in der Wirtschaftswerbung deutliche Spuren hinterlassen: Plenge durch seine werbetechnische Beratung der Roseliusschen Kaffeemarke HAG und Domizlaff als der Erfinder und Betreuer Reemtsmasher Zigarettenarten.

Aber vielleicht erscheint die (Wieder-)Zusammenführung von Werbe- und Propagandatheorie im Augenblick noch etwas viel verlangt. Noch

immer scheinen wir also auf Beipackzettel wie den eingangs zitierten angewiesen zu sein. Plenge selbst war da schon wesentlich weiter. Er hat Propaganda als System unmittelbarer Lebensäußerungen zu fassen und zu definieren versucht, ganz im Sinne eines Watzlawickschen „Man kann nicht nicht kommunizieren.“

Dirk Schindelbeck

DIETER PROKOP: *Das Nichtidentische der Kulturindustrie. Neue kritische Medienforschung über das Kreative der Medien-Waren.* Köln: Herbert von Halem Verlag 2005, 107 Seiten.

Auf Basis des analytischen Instrumentariums der Kritischen Theorie Horkheimers und Adornos „im Schutt der Waren nach Wahrheit wühlen“ (S. 90) – diese vermeintliche Quadratur des Kreises gelingt Dieter Prokop, indem er den kritischen Weg der beiden zentralen Protagonisten der Frankfurter Schule erweitert und weniger rezipierte Versatzstücke dieser Denktradition ins Zentrum rückt. Naturgemäß entsteht eine solcherart gemeisterte Verfeinerung eines historisch so maßgeblichen Werks wie der „Dialektik der Aufklärung“ nicht von heute auf morgen. Dieter Prokop, Professor für Soziologie und Medien am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt, entwickelt seine Forschungsstrategie seit rund zwei Jahrzehnten. Die hier vorliegenden Konstruktionsanleitungen für sein theoretisches Gebäude wurden anno 2002 und 2003 in der „Zeitschrift für kritische Theorie“ abgedruckt. Für Leser der seit 2001 im Jahreszyklus erscheinenden Buch-Publikationen Prokops, beinhalten die Texte kaum Neuigkeiten. Ergänzt und aktualisiert, versehen mit einem Vorwort, das – für den Autor nicht untypisch – spitze Pfeile des Widerspruchs hier in Richtung Wissenschaftspolitik abschießt, stellen diese beiden Aufsätze vielmehr eine optimale Einstiegslektüre für ein tieferes Verständnis der umfangreichen Monographien des Begründers der neuen Frankfurter Schule dar.

Schon mit dem Titel seines ersten Beitrags „Dialektik der Kulturindustrie“ zeigt Prokop auf, wo seine Kritik an den Klassikern der Frankfurter Schule ansetzt. Die Kulturindustrie wird allein negativ stigmatisiert, die dem Denkprinzip immanente Logik, dem Für auch ein Wider ent-

gegenzusetzen, wird in diesem Kontext nicht beibehalten. 1944 im amerikanischen Exil kulminieren die Eindrücke Adornos und Horkheimers zu einer vernichtenden Diagnose, die gleich einem Dogma in der weiteren Arbeit perpetuiert wird. „In der Tat ist es der Zirkel von Manipulation und rückwirkendem Bedürfnis, in dem die Einheit des Systems immer dichter zusammenschließt.“ (S. 35) Die neue kritische Kommunikationsforschung eröffnet eine erheblich differenziertere Sicht der Dinge: Prokop stellt dem „Einerseits“, das alle Kulturindustrie kapitalistischen Zwängen unterwirft, ein „Andererseits“ an kreativen Möglichkeiten, einen kleinen Spielraum an Freiheit innerhalb der profitorientierten Produktionsmechanismen entgegen. Eine zentrale Begrifflichkeit mit der er arbeitet, ist die aus der Marx'schen Lehre stammende „Tauschabstraktion“, die ihre reine Verkörperung im Geld findet. Die Entsprechung des Monetären in der Medienrealität sind spezielle, (mehr oder weniger lang wirksame) erfolgreiche Inszenierungen für die der Autor den Begriff „abstraktive medienkulturelle Muster“ einführt. (vgl. S. 30) Er geht die qualitative Abwärtsspirale gemeinsam mit Adorno ein Stück weiter und ortet in den Medien-Komplexen das Bestreben nach Entmachtung des Publikums durch Trennung der Gefühle vom Verstand der Rezipienten (vgl. S. 34). Wenn Adorno ebenso wie Marx aber zur Fetisch-Metapher als Ausdruck der Verblendung greift, trennt sich Prokop von seinen Wegbereitern, entzaubert zuerst die mystifizierende, dramatisch-pathetische Sprache und führt sie zurück auf eine rationale Ebene. Aus dem – „gläubige Wilde“ implizierenden – Fetisch-Begriff wird der wissenschaftlich weitaus praktikablere Terminus „professionelle Deformation“ respektive „verabsolutiertes Paradigma“ (S. 42). Im Anschluss daran leitet er zu seinem „Andererseits“ über, das dem Subjekt sehr wohl Momente der Freiheit attestiert. Unerwarteterweise stammt das theoretische Fundament dafür neuerlich aus den Schriften Adornos, konkret aus dessen musiksoziologischen Überlegungen. Darin ortet er ein kreatives Potenzial, „Produktivkräfte“ genannt, das sich inhaltlich der Standardisierung, Typisierung und damit Subjektwerdung entzieht. (vgl. S. 46) Eben diese „Produktivkräfte“ überführt Prokop wieder in sein medienkritisches Instrumentarium und wendet sie am Populären an. Seine Analyse liefert Elemente des Schreckens und der Katharsis in Quizshows und erkennt in der Trashkultur eine Form des Widerspruchs mitten in der Kulturindustrie, eine mutwillige Bejahung des Kommerziellen, die gleich-

zeitig ein Erkennen der Tauschwert-Mechanismen impliziert.

Im zweiten Aufsatz schärft Prokop sein medienkritisches Werkzeug, indem er das „Identische“ wie das „Nichtidentische“ abgeleitet aus Adornos „Negativer Dialektik“ in seine Theorie einfließen lässt. „Das ‚Nichtidentische‘, dabei geht es nach Adorno um ‚das Objekt‘, das mit den Identifizierungen, vor allem den instrumentellen Begriffen, die man über es bildet, nicht übereinstimmt, ausgeschlossen wird.“ (S. 61) In der Kunst wie in der Wissenschaft sollte dieses „Nichtidentische“ eine Ausdrucksform finden. Allein diese beiden Systeme eröffnen dem „Nichtidentischen“ Zugangsmöglichkeiten in die Gesellschaft, womit es um wahr zu werden den Prozess der Identifikation durchlaufen muss. Prokop wähnt, seinen neuen kritischen Weg einschlagend, das „Nichtidentische“ nicht so sehr in elitären, intellektuellen oder avantgardistischen Bereichen des Medienbetriebes. Vielmehr sondiert er – getragen von der Überzeugung der Existenz kritischer Elemente, die nicht Opfer, sondern Akteure innerhalb der Strukturen sind – die Kulturindustrie. Er sucht nach dem Subjekt, das in Kenntnis seines Warencharakters und der kapitalistischen Mechanismen dennoch Widerspruch übt und dadurch Autonomie gewinnt. Kurzum: „Nicht in Richtung ‚Nichtidentisches‘ oder ‚Differenz‘ allein kann sich der dialektische Analytiker – der ja nicht auf Konzern- und Cliquen-Ideologien hereinfallen will – bewegen, sondern er muss im Falschen, in Identität, die Spur des darin enthaltenen Richtigen suchen.“ (S. 77) Sein weiteres Vorgehen bezeichnet er als „Münchhausen-Kunststück der Kritik“ (S. 79), er changiert zwischen der Innen- und der Außensicht, versucht gleichzeitig „außer den Sachen“ und „innerhalb der Sachen“ zu sein (S. 81). Wie diese Analyse im Wechselspiel der Perspektiven erfolgen kann, wie seine Wühlarbeit im Schutt aussieht, exemplifiziert Prokop anhand des Beispiels „Dschungelshows“.

Sein eingangs geäußertes Versprechen, trotz dem selbst formulierten Anspruch eine theoretische Orientierungshilfe zu liefern, dennoch „keine Eiswüste der Abstraktionen“ zu durchlaufen, hält der Autor verlässlich ein. Dieses kleine, – im Herbert von Halem Verlag mittlerweile wenig überraschend – schön gemachte Bändchen, legt komplexe Zusammenhänge nachvollziehbar dar und bedient sich einer wortgewandten wie amüsanten Sprache. Die bereits erwähnten, für den Autor charakteristischen Seitenhiebe treffen leider nicht

nur das neue Management der europäischen Universitäten. Prokop feuert auch auf so manches Theoriegebäude, das droht auf seinen Baugrund zu ragen, wahre Salven ab. Wenn aus gezielten Spitzen blindwütige Hiebe werden, erfährt die Lesefreude eine Trübung.

Gaby Falböck

REINHARD SCHLÖGL: *Oskar Czeija. Radio- und Fernsehponier, Unternehmer, Abenteuer.* Wien: Böhlau Verlag 2005, 218 Seiten.

„Lasst die Pioniere leben“ – mit diesem Zitat von Christiane Lohner-Czeija, der Tochter Oskar Czeijas, beginnt der Streifzug durch dessen bewegtes Leben. Oskar Czeija ist als Gründer und erster Generaldirektor der RAVAG, der Radio-Verkehrs AG, eng mit der Geschichte des Rundfunks in Österreich verbunden. Nichtsdestotrotz, so der ehemalige ORF-Hörfunkintendant Manfred Jochum im Vorwort, ist Czeija ein Mann „der bisher viel zu wenig gewürdigt worden ist“ (S. 9).

Die vorliegende Biografie, zu großen Teilen ein Konglomerat aus Extrakten von Reden Oskar Czeijas, sowie Briefen und Aussagen von Beteiligten, wie etwa Paul Bellac, Chefredakteur der Programmzeitschrift „Radio Wien“ oder dem späteren Programmdirektor der RAVAG, Rudolf Henz, soll Abhilfe verschaffen. Informationsquelle bei den Recherchen waren unter anderem Interviews mit Czeijas Tochter Christiane sowie die Werke von Viktor Ergert und Theodor Venus. Reinhard Schlögl, der sich schon im Vorfeld mit der Thematik beschäftigt hat (siehe auch sein Beitrag „Sturm- und Drangzeit des Radios“ zusammen mit Joseph Braunbeck im Sammelband von Haimo Godler, Manfred Jochum, Reinhard Schlögl, Alfred Treiber (Hg.): *Vom Dampfradio zur Klangtapete. Beiträge zu 80 Jahren Hörfunk in Österreich.* Wien: Böhlau Verlag 2004, S. 11-31; Rezension in *medien&zeit* Heft 3/2004, S. 77-79), schafft es, das „Radiofieber“, den „wireless craze“ (S. 53) der damaligen Zeit zu rekonstruieren. Die Faszination rund ums Radio, das „Wunder Radio“, und DASS man etwas hörte, war in vielen Fällen wichtiger als WAS man hörte. (S. 59)

Czeija, der sich für die Realisierung des Projektes „Radio“ sogar mit eigenen finanziellen Mitteln

vehement eingesetzt hatte, beschritt den mühsamen Weg eines Pioniers und machte das anfänglich belächelte Medium in Österreich salonfähig. Nach zahlreichen zu überwindenden bürokratischen wie rechtlichen Hürden ging die RAVAG, geführt nach dem „Konzept eines Monopolrundfunks nach gemeinschaftlichen Grundsätzen“ (S. 37), am 1. Oktober 1924 „on air“. Hauptaugenmerk legte Czeija dabei auf niedrige Teilnehmerbeiträge um „sich rasch in den breitesten Schichten Eingang zu verschaffen“ (S. 38) ohne dabei, wie er stets betonte, eine politische Schlagseite zu bekommen. Wo Czeija politisch zu verorten war, wird nicht näher behandelt, denn primär fokussierte er seine Bemühungen auf technische Neuerungen und postulierte, „dass sich die Politik aus dem Rundfunk herauszuhalten habe“ (S. 161). Von den Nationalsozialisten als PU, „politisch unzuverlässig“, eingestuft und am 12. März 1938 von seinen Ämtern enthoben und fristlos entlassen, versuchte Czeija nach Kriegsende wieder dort weiterzumachen wo er aufgehört hatte. Im November 1946 wurde ihm von der „Volksstimme“ Parteienwärterschaft der NSDAP vorgeworfen; eine Anschuldigung, die sich weder eindeutig belegen noch widerlegen ließ, jedoch zum zweiten Mal das Ende für Czeijas Karriere beim Rundfunk bedeutete. Schlögl versucht mit Auszügen aus Briefen an Czeija, beispielsweise von Sektionschef Otto Skrebensky des damaligen Bundesministeriums für Unterricht (S. 173f.), dessen Unbescholtenheit zu argumentieren.

Erwähnenswert sind nicht nur Czeijas Ambitionen in punkto Radio, sondern auch die von ihm vorangetriebenen Versuche im Bereich „Bildfunk“. Zahlreiche Erfindungen wurden von ihm forciert, wie der „Fultograph“ (S. 77), mit dessen Hilfe digitale Bildinformationen mittels Radiowellen übertragbar gemacht wurden. Die 1940 von ihm gegründete „Oskar Czeija KG“ vertrieb wiederum eine andere bedeutende Invention: das „Azofo – Lichtpauspapier“ (S. 136). Aus der optimierten Version dieses „Verfahrens zur Herstellung von fotografischen Halogensilberemulsionen“ (S. 137) entwickelte sich das Fotopapier. Zusammen mit dem Physiker Hans Thirring entwickelte Czeija das „Selenophon-Verfahren“ und gründete eine gleichnamige Firma. Mit „Selenophon“, einem Lichtband, das als Vorläufer des Magnettonbandes anzusehen ist, versuchte er mit Erfolg „Tonfilme“ (S. 89) zu drehen und setzte damit erste Schritte in Richtung Bildaufnahmetechnik und Fernsehen. Im März 1938 kam es zur Auflösung des Unternehmens durch das

nationalsozialistische Regime und Czeija wurde gezwungen, sämtliche im Besitz der „Selenophon“ befindlichen Rechte zum Preis von einer Reichsmark je Patent an „Tobis“ zu übertragen (S. 96).

Summa summarum ist diese Biografie über Oskar Czeija eine angenehm zu rezipierende Lektüre, die zwar die detaillierten Quellenangaben der angeführten Zitate oft vermissen lässt, aber nicht über den Gebrauchswert des Werks hinwegtäuschen soll. Vielmehr dient der zusammengestellte Überblick, illustriert mit reichlich Bildmaterial und der beigelegten CD mit Tondokumenten zum Buch, vortrefflich einer ersten Orientierung im Bereich Radiogeschichte in Österreich. Schlögl thematisiert jedoch nicht nur die Figur Czeija als Radio- und Fernsehponier, sondern zeigt ihn auch als Geschäftsmann, als vom Erfindungsgeist beseelten Idealisten und durch widrige politische wie gesellschaftliche Barrieren stets am Fortschritt gehinderten Visionär.

Gisela Säckl

ALEXANDER C.T. GEPPERT, UFFA JENSEN, JÖRN WEINHOLD (Hg.): *Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert*. Bielefeld: transcript 2005, 378 Seiten.

„To everything – turn turn turn.“ So lautet die Refrainzeile eines Liedes von „The Byrds“ aus dem Jahre 1966. Es ist nicht anzunehmen, dass dieses Lied konstituierenden Einfluss auf die Denkrichtung von Sozial- und Kulturwissenschaftlern genommen hat, und dennoch finden sich in den letzten Jahren vermehrt Schriften, die nach *linguistic turn*, *iconic turn*, *pictorial turn* und zahlreichen weiteren *turn*-Übungen nun vom *spatial turn* – der Hinwendung zur Räumlichkeit, der Wiederentdeckung des Faktors Raum – sprechen. Man würde den Fragen und Antworten, die diesen *spatial turn* kennzeichnen, Unrecht tun, würde man denken, der Raum sei nun an der Reihe, weil es nach und nach – und durch Stagnation im Wissensfortschritt befördert – wie von den Byrds besungen, eine Hinwendung zu allem geben würde. Die Raumnahme macht Sinn, und die Renaissance, die Raum und im Besonderen auch die Diskussion seines Zusammenhangs mit Kommunikation, erfahren, ist die Besinnung auf ein aus unterschiedlichen Gründen (die negative Belastung des Begriffes, seine

spezifische Verwendung im Nationalsozialismus sei nur als ein Beispiel genannt) lange Zeit vernachlässigtes Parameter der sozialen Strukturierung.

Die „Ortsgespräche“, dieser in der Reihe „Zeit Sinn Kultur“ erschienene Band, gehen auf die letzte eines Zyklus von drei Tagungen zurück, der von den Herausgebern konzipiert und organisiert wurde. Unter dem alliterativen Titel „Verklärung, Vernichtung, Verdichtung: Raum als Kategorie einer Kommunikationsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ wurden dabei zweierlei Ziele verfolgt. Als sehr konkreten Anspruch galt es, die wiedergefundene Kategorie des Raumes durch theoretischen Rück- und Zugriff auf benachbarte Disziplinen, die bereits profilierter mit dem Raumbegriff hantieren, davor zu bewahren, zum reinen Modeetikett zu verkommen und die wissenschaftliche Anschlussfähigkeit an die Geschichtswissenschaft zu gewährleisten. Das zweite Ziel bestand darin, die These zu verfestigen, wonach es sich in der Phase von 1880 bis 1960 um eine „massenmediale Sattelzeit“ handelte, in deren Verlauf es zu einem fundamentalen Wandel von Kommunikationsstrukturen und Wirklichkeitsvorstellungen gekommen sei und ambitionierter noch, nicht nur mit einem weiteren Tagungsband den Büchermarkt zu verstopfen – wie es im Vorwort, das Jörn Rüsen dem Band gewidmet hat, heißt – sondern einen „Baustein für eine zukünftige Kommunikationsgeschichte der Gesellschaft“ (S. 10) zu liefern. Ein großes Vorhaben, das von wissenschaftlichem Feuer zeugt, ein Feuer in dem der besagte Baustein in vier thematischen Abschnitten zu je drei Aufsätzen gebrannt wird. So wird deutlich, wie vielseitig die Betrachtungsmöglichkeiten sind, die sich unter Einbeziehung eines Raumdenkens für die Wissenschaft ergeben, zugleich offenbart sich allerdings auch, welche Sorgfalt vonnöten ist, um in der Vielzahl möglicher räumlicher Bezüge von Kommunikationsprozessen und den ebenfalls in Fülle stehenden unterschiedlichen Konzeptionen von „Raum“ nicht den Überblick zu verlieren oder konkurrierende Denkmuster zu vermengen. Hilfestellung bietet hier die umfassende Einleitung der Herausgeber „Verräumlichung. Kommunikative Praktiken in historischer Perspektive, 1840-1930“, die zugleich als hochkonzentrierte Einführung in den gesamten Themenkomplex gelesen werden kann. Ausgehend von einer Mahnung, Raum nicht nur als neues „sexy label“ zu sehen, das Theoretisierungsverweigerern helfen mag, die theoretischen Prämissen des Diskurses

zu umgehen und sich auf eine vermeintliche Materialität außerhalb der Theoreme zu beziehen, sondern an der Entwicklung eines Raumbegriffes zu arbeiten, der relativ, relational und vor allem nicht substantialistisch sein soll, erläutern sie beispielhaft die Kernthese des Bandes: Räume strukturieren Kommunikation, werden aber selbst erst kommunikativ, durch die kommunikative Ein- und Zuordnung, geschaffen. Historische Akteure kommunizieren immer im Raum und über Raum, während sie dabei selbst fortwährend neue Raumbezüge herstellen und Raummuster erschaffen (vgl. S. 28). Dargestellt wird dies insbesondere anhand der raumgestalterischen Innovationskraft technischer Entwicklungen wie Eisenbahn, Telegraph, Automobil und Telefon. Erst durch die Überbrückbarkeit des Raumes wurde dieser zum wichtigen Gegenstand der Kommunikation. Zugleich wurden gänzlich neue Kommunikationsräume – bei der Eisenbahn etwa die Bahnhöfe oder als Ort sozialer Durchmischung besonders spannend das Eisenbahnabteil – geschaffen, die neue Kommunikationsregeln und -inhalte beförderten. Zwischen Entbettung aus lokalen Bezugssystemen und der versuchten Rückbettung in diese sicheren Systeme werden drei Gegensatzpaare ausgemacht, die als „zentrale Fluchtpunkte für die Sattelzeit moderner Kommunikationsgeschichte gefasst werden“: Variabilität und Standardisierung, Exklusion und Inklusion sowie Utopisierung und Verlusterfahrung.

Direkt an diese Einführung knüpft der Abschnitt „Raumkonzeptionen“ an, der von Alexander Mejstrik mit „Raumvorstellungen in den Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften. Epistemologische Profile“ eröffnet wird. Seinen Ausgangspunkt bildet die Feststellung, dass Geschichte zwar üblicherweise für Fragen der Zeit als zuständig betrachtet würde, die historischen Ereignisse aber durchweg lokalisiert seien bzw. räumliche Entsprechungen fänden. Diese räumliche Organisiertheit mag zwischen der konkreten (Region, Stadtraum, Kulturraum) und der abstrakten (Gesellschaftspyramide, Milieu, Umfeld, Schichtung, Zonierung) changieren, der verörtlichte Bezug jedoch ist evident. Der Aufsatz stellt einen Versuch dar, in der Vielfalt von möglichen relevanten Raumvorstellungen derart Orientierung zu schaffen, als dass diese Raumvorstellungen kontrolliert als Angebote für Erklär- und Belegkonstrukte zur Erfassung historischer Ereignisse verwendet werden können. Raumvorstellungen, durch den Filter von Animismus, Realis-

mus, Rationalismus und Surrationalismus versehen, werden je für sich beschrieben, der Schluss führt die vier epistemologischen Profile jedoch zusammen, denn für ein konkretes Raumprofil müssen alle vier Profile eruiert werden, auch wenn einzelne in der konkreten Situation auch nur als nichtig angenommen werden. „Bemerkungen zum Wandel geographischer Raumkonzepte im ausgehenden 20. Jahrhundert“ lässt Judith Miggelbrink in „(Un)Ordnungen des Raumes“ folgen. Während Zeit, nicht zuletzt durch Luhmannsche Systemtheorie zur Antriebsfeder oder zum Entwicklungsprinzip eines diachronen Prozesses innerhalb dessen Gesellschaft erst möglich ist, erhoben wurde, wurde der Raum gleichermaßen zu einem äußerlichen Begleitumstand herabgesetzt. Gesellschaft, soweit ist die Feststellung noch recht offensichtlich gehalten, findet jedoch immer im Raum statt, wobei Raum kein äußerer Behälter für Gesellschaft ist, sondern innerhalb der Gesellschaft anzusiedeln ist, in der Gesellschaft erst durch Kommunikation konstruiert wird und nicht begrenzend oder umhüllend, sondern hoch funktional und auf die Gesellschaft einwirkend ist. Miggelbrink zeigt, dass es dabei nicht entscheidend ist, ob Raumkonzepte und räumliche Zuschreibungen, die dabei verwendet werden, physikalisch haltbar oder in sonstiger Weise „wahr“ sind, sondern es vielmehr darauf ankommt, wie örtliche Zuschreibungen Orientierung schaffen, Interpretationen vorbereiten oder Diskurse lenken. Ein Gedanke, der auch im folgenden Beitrag von Antje Schlottmann wieder aufgegriffen wird, wenn sie das an ein Raumkonzept gebundene Festhalten an Wertevorstellungen, wie in der Unterscheidung von Ost- und Westdeutschland, ausführt. Ebenso wie sich etwa im Wahlkampf Interesse an einer bestimmten Region, beispielhaft wird wieder auf Ostdeutschland verwiesen, nur dann glaubhaft vermitteln lässt, wenn auch die räumliche Nähe gesucht wird, das Interesse durch ein An-Den-Ort-Begeben unterstrichen wird. Nach Schlottman gilt es, und diese Sichtweise hat Potenzial, künftig beispielhaft zu wirken, falsche Fragen zu überwinden. Falsche Fragen wären etwa jene nach dem Wo und auch jene nach der Geschichte von Räumen. Vielmehr müsste die alltägliche Historisierung, die kommunikative Nutzung, die Frage was mit den reifizierten Containerräumen gemacht wird, welche Bedeutung sie in der „Kommunikation über den Raum“ erhalten, an Beachtung gewinnen. Der zweite Abschnitt des Buches geht einen Schritt Richtung Exemplifizierung und

beschreibt „Techniken kommunikativer Raumschließung“. Alexander Honold widmet sich in einem, mit dem Bindfaden der Literatur gewobenen, Mosaik der Ressource Raum („Pfadfinder. Zur Kolonialisierung des geographischen Raums“), Christian Holtorf beschreibt die Modernisierung des nordatlantischen Raumes durch die Etablierung des submarinen Telegraphennetzes. Beschlossen wird dieser zweite Abschnitt von Werner Konitzers Ausführungen zu „Telefonieren als besonderer Form gedehnter Äußerung und die Veränderung von Raumbegriffen im frühen 20. Jahrhundert“. Konitzer expliziert die „Eigenarten gedehnter Äußerungen“, also von Äußerungen, die sich über Raum und Zeit hinweg ausdehnen, wie dies in der Kommunikation über zwischengeschaltete Boten der Fall ist, umreißt danach eine Phänomenologie des Telefons und unter Anknüpfung an Luhmann die doppelte Kontingenz von Telefonkommunikation. Durch die Telefonkommunikation treten die daran Beteiligten neben den Räumen, in denen sie sich tatsächlich befinden in einen weiteren Raum, den des Gesprächs und den, auf den dieses Bezug nimmt, ein, wobei ihr Verhalten in doppeltem Sinne unbestimmt ist. Besonders interessant auch die Bezugnahme auf das Watzlawicksche Axiom, wonach man nicht nicht kommunizieren könnte. Für das Telefon stellt Konitzer hier die Frage nach dem sinnvollen Beginn der Anwendung. Denn während mit Klingeln und Auflegen Beginn und Ende der Kommunikation umgrenzt werden könnten, stellt doch zugleich auch das Ausbleiben eines Anrufes eine kommunikative Situation her. Ebenso wie schon allein das Herstellen und oft noch stärker der Abbruch eines Telefonates einen Kommunikationsinhalt darstellt, der über den Akt zwischen Abheben und Auflegen hinausgeht.

Der dritte Teil beschreibt „Urbane Topographien der Kommunikation“, und damit das verhaltensbeeinflussende Potenzial von kommunikativ aufgeladenen Räumen, anhand verschiedener urbaner Settings. Alexa Geisthövel taucht in das Milieu der Hydropolen zwischen 1830 und 1880 ein, jene Kurorte, die aufgrund exzeptioneller Angebote im Bereich der Heilkunst, aber auch und wohl vor allem des gesellschaftlichen Lebens und der Geselligkeit, Attraktoren für Adel und Wohlstandsvertreter wurden. Der Kurort wird zum Synonym für das Zusammentreffen, die Abgrenzung und die Mischung jener – auch selbsternannten – gesellschaftlichen Eliten, die den privilegierten Zugang zum exklusiven Ort

ergattern und absichern können. Gleichzeitig wird durch die eingenommene Distanz zu weniger erlauchten Personen die soziale Kluft illustriert. Räumliche Nähe ist somit als Indikator für soziale und persönliche Nähe zu sehen, drückt diese aber nicht nur aus, sondern stellt sie durch entstehende Konversationsokkasionen zugleich auch neu her. Ein Phänomen, das sich von den Kurpromenaden des 19. Jahrhunderts nahezu nahtlos auf die Horte der Prominenten- und Elitengesellschaft des 21. Jahrhunderts übertragen lässt und die Beständigkeit von Raum als Kommunikator sozialer Differenz ausweist. Ähnliche Mechanismen unter gänzlich anderen Voraussetzungen beschreibt Philipp Müller nachfolgend, wenn er sich mit den Facetten der Kommunikation des Lokalen befasst. „Öffentliche Ermittlungen und ihre Aneignungen im urbanen Raum. Verbrecherjagden im Berlin des Kaiserreichs.“ Angesiedelt ist der Aufsatz im keimenden 20. Jahrhundert und damit in einer deutschen Presselandschaft, die nach dem Vorbild der Generalanzeiger lokale Ereignisse zur öffentlichen Angelegenheit erhob. Speziell für die Kriminalberichterstattung hatte sich dabei eine Kooperationspraxis zwischen Polizeiapparat und Zeitungen etabliert, wodurch einerseits sehr detaillierte Schilderungen zum Stand der Ermittlungen in den zwei täglichen Ausgaben dargebracht werden konnten und andererseits durch die Verbreitung der Informationen und deren appellative Aufbereitung ein hohes Maß an Aktiviertheit und somit Mithilfe der Bevölkerung herstellten. Durch die Vermittlung des Eindrucks, das Geschilderte würde sich unmittelbar auf den lokalen Lebensbereich des Einzelnen beziehen, wurde somit auch erreicht, dass Vorfälle zur persönlichen Angelegenheit stilisiert wurden. In Berlin bleibt auch Habbo Knoch. „Schwellenräume und Übergangsmenschen. Öffentliche Kommunikation in der modernen Großstadt, 1880-1930“ steht im Zentrum seiner Betrachtungen, in denen er vor allem Georg Simmel prominent einbringt. Die Angst der Menschen vor Kommunikationsverlust angesichts der kalten, drückenden Macht der modernen, als seelenlos begriffenen Großstadt, die Anonymität, Kontingenz der Begegnung und Funktionalität der Nutzung. Eine Funktionalität der Nutzung, die durch semiotische Zeichen vorgestellt wird und durch ihren Vorzeigecharakter die Kontingenz der Nutzung fortlaufend reduzieren soll. Die kommunikative Steuerung im Raum und durch Räume setzt sich dann im letzten Abschnitt fort, in dessen Mittelpunkt die „Kommunikation ästhetisierter Räume“ steht. Tanya

Michalsky mit „Raum visualisieren. Zur Genese des modernen Raumverständnisses in Medien der Frühen Neuzeit“ und Stefan Paul mit „Kommunizierende Räume. Das Museum“ nehmen hier den Beitrag von Alarich Roach, „Zur symbolischen Form der städtischen Villa im 19. Jahrhundert“, in ihre Mitte. Roach bezieht sich zunächst auf das Verhältnis von Architektur und Kommunikation, und blickt auf den jedem Gebäude immanenten Charakter, neben der Inkorporierung einer Funktion auch noch einen kommunikativen Mehrwert zu haben, als Zeichen für etwas zu stehen. So auch die städtische Villa, das herrschaftlich, von finanzieller Potenz zeugende Gebäude, ist dabei als Ausdruck bürgerlichen Lebensstils von herausragender Symbolwertigkeit. Die statische Abstützung für seinen Theoriebau bezieht er vor allem von Bourdieu und dessen Ausführungen zu Handlungen im sozialen Feld und die Einbringung von symbolischem Kapital für diese Handlungen, die Villa wird demnach zu nichts anderem als einer Markierung von sozialem Status, eine Annonce, die den Anspruch auf Zugehörigkeit zu einem bestimmten Feld dokumentiert, ein Nachweis der gesellschaftlichen Bonität. Anschaulich gemacht wird der Symbolgehalt von Villen vor allem anhand dreier berühmter Bauten – dem Nicolaischen „Haus Seebach“ und der von Gottfried Semper für Oppenheim gebauten „Villa Rosa“ in Dresden und der Villa Bleichröder von Martin Gropius in Berlin – und in weiterer Folge mit der radikalen Antilehre, der völlig ornamentfreien und schmucklosen Bauphilosophie des Adolf Loos. Stadträume sind Seh-räume schließt Roach, und nichts kommuniziert Machtgefüge innerhalb einer Stadt so deutlich wie die symbolhafte Aneignung von Raum durch Architektur.

So liegt hier ein Buch vor, das es auf faszinierende Weise schafft, den Raumbegriff davor zu bewahren substanzlose Modeerscheinung zu sein und zeigt, wie viele überaus spannende und wichtige neue Fragen unentdeckt in oft betrachteten Themen warten und durch eine Justierung des Blickwinkels sichtbar werden. „Hier meldet sich ein neues historisches Fragen und Denken, das über die eingefahrenen Gleise etablierter Forschungsstrategien hinausfährt“ beschließt Jörn Rüsen sein Vorwort und die Fahrt, die geboten wird, erfolgt durchgängig erster Klasse. Ein großes, ein wichtiges Buch.

Christian Schwarzenegger

RAINER GRIES, WOLFGANG SCHMALE (HG.): *Kultur der Propaganda.* (= Herausforderungen. Historisch-politische Analysen 16). Bochum: Verlag Dr. Dieter Winkler 2005, 360 Seiten.

RAINER GRIES, SILKE SATJUKOW (HG.): *Unsere Feinde. Konstruktion des Anderen im Sozialismus.* Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2004, 560 Seiten.

„Propaganda“ und deren wissenschaftliche Betrachtung erleben eine Renaissance. Was einst sehr weit (im Sinne jeglicher politischer Werbung) und doch sehr eng (in seiner Konnotation mit dem Nationalsozialismus) gefasst wurde, erfährt im vorliegenden Sammelband, herausgegeben von Rainer Gries und Wolfgang Schmale, eine essentielle Schärfung. Ausgehend von einer interdisziplinären Tagung, die 2001 am Institut für Geschichte der Universität Wien stattfand, nähern sich die AutorInnen in 12 Beiträgen dem Phänomen Propaganda mit entsprechend geweiteten Blick. Zum einen wird das Konzept von Propaganda synchron erweitert und als System verstanden, das auch das respondierende Publikum als Akteur mit einbezieht. Zum anderen wird durch die diachrone Ausweitung einer prozessualen Sichtweise der Vorzug gegenüber herkömmlichen „statischen“ Betrachtungen gegeben.

Gries plädiert in seinem wegweisenden Beitrag zu „Ästhetik und Architektur von Propagamen“ dafür, die „Einengung der Zeithorizonte, die mit den traditionellen Vorstellungen von Propaganda verknüpft werden, zu überwinden“ (S. 12). Ziel sei, im Sinne einer umfassenden Kulturgeschichte der Propaganda, nachhaltig wirksame propagandistische Kommunikationsmuster aufzuspüren. Gries et al. begeben sich damit „erstmalig auf die Suche nach Propagandainhalten, die über lange Zeit, womöglich über Generationen und gesellschaftliche und politische Systeme hinweg, mit Erfolg kommuniziert wurden – und womöglich immer noch werden“. (S. 13) Solche Konstanten werden fortan „Propageme“ genannt. Diese bezeichnen „langfristig [zwischen Akteuren und Publikum] abgeklärte Botschafts-Bedeutungs-Komplexe öffentlicher persuasiv-propagandistischer Kommunikationen“. (S. 25)

Der Begriff der „Propageme“ geht auf Erfahrungen in einem von Gries mitgeleiteten DFG-Projekt („Propagandageschichte Freiburg & Leipzig“) zurück und verdeutlicht die kulturwissenschaftliche Unterfütterung des neu eingeführten

Formalobjekts. Die Adressaten von Propaganda gehen mit den Botschaften nicht zwingend im Interesse des Senders um, sondern eignen sich diese je nach Lebenswelt, Erfahrungshorizont und Bedürfnissen an. Diese Vorstellung knüpft nahtlos an Rituale, Inszenierungen und Freund-Feind-Dichotomien an wie sie in allen Gesellschaften existieren. (S. 17) Aufbauend auf dieser dem Reiz-Reaktions-Schema entsagenden Sichtweise von Propaganda können Verführer postwendend zu Verführten werden, wenn die ursprünglichen „Empfänger“ von propagandistischen Inhalten durch ihre Mitwirkung, durch ihr (intendiertes oder nicht-intendiertes) Feedback, zu Sendern werden. Persuasive Kommunikation biete somit keinen simplen Stimulus, der bei „den Massen“ die (politisch) intendierte Reaktion hervorruft, vielmehr sei Propaganda als Dispositiv zu betrachten, das den Rahmen für Wirkungsoptionen vorgibt. (S. 11)

Das theoretische Konzept von Gries lässt somit weit über den allzu knapp bemessenen Tellerrand früherer Propagandaforschung hinausblicken – in disziplinärer, epochaler wie kultureller Hinsicht. Diese im vorliegenden Band dokumentierte „Entgrenzung“ geschieht einerseits in zeitlicher Dimension, Propaganda könne nicht bloß als „Kampagne“ verstanden werden, sondern solle – im Sinne der *longue durée* – den Prinzipien der Struktur- und Mentalitätsgeschichte untergeordnet werden, nicht jenen „klassischer“ Mediengeschichte. Andererseits werden kulturelle, soziale, politische und ökonomische Faktoren stets in die systemische Perspektive mit einbezogen und ermöglichen somit die Expansion zu einer Kulturgeschichte der Propaganda.

Das Gewicht der Grundlegung durch Gries führt bisweilen zu einer Schiefelage zu Ungunsten der danach folgenden ambitionierten, aber in unterschiedlicher Tiefenschärfe ausgeformten Anwendungsbeispiele. Während Alice Pechriggl (über die politische Begriffsgeschichte) sowie Helene Karmasin (über Propageme in der Werbung) den theoretischen Teil abrunden, bieten die drei weiteren Abschnitte Beiträge zu ausgewählten Beispielen, Epochen bzw. Kulturen. Das Kapitel „Propaganda mit menschlichem Antlitz“ etwa wird angereichert durch Silke Satjukows Betrachtung des „Helden der Arbeit“, Adolf Hennecke. Dieser verkörperte geradezu „klassische“ sozialistische Propageme in der DDR. An das „Propagemfeld der ‚Mitte‘“ nähern sich im nächsten Abschnitt u.a. Stefan Schwarzkopf und Thomas

Ahbe an: Sie untersuchen anhand des „Mitte“-Propagems in der Bundesrepublik Deutschland Bedeutung eines nach wie vor wirkmächtigen Konstruktes der „politischen Mitte“; gleichsam als Epizentrum politischer Wahlwerbung identifiziert. Ähnliche Schwerpunkte setzt der dritte Abschnitt, dieser widmet sich dem „Einheits“-Propagemfeld. Mitherausgeber Wolfgang Schmale analysiert dies anhand der Europapropaganda und deren Beschwörungsformeln in unterschiedlichen Epochen. Der abschließende Beitrag von Ahbe, Gries und Monika Gibas untersucht den Handschlag als gemeinhin anerkanntes Symbol der Einigkeit.

Was in diesem Buch modellhaft skizziert und beispielhaft illustriert wurde, erfährt im zweiten hier zu besprechenden, ebenso jüngst vorgelegten, Band bereits eine schärfere Analyse und akzentuiertere Ausformung: Rainer Gries und Silke Satjukow fungieren als Herausgeber eines Kompendiums, das sich der „Sozialpsychologie des Feindbildes“ verschrieben hat. „Unsere Feinde“ versammelt 25 Beiträge, die sich der „Konstruktion des Anderen im Sozialismus“ widmen und Feindbilder in der Sowjetunion, in den Volksrepubliken Polen, Ungarn und Albanien sowie der DDR untersuchen. Mit deutlichem Schwergewicht auf Feindbildern der DDR und der Sowjetunion wird hinterfragt, ob die „verbrecherischen Visa-gen“ der jeweiligen Feinde lediglich mediale Konstrukte darstellen oder doch über längere Zeiträume gültige Narrationen des Bösen waren. Diese Kulturgeschichte der Feindbilder knüpft an das theoretische Konzept der „Propageme“ an und zerlegt anhand überaus wirksamer und letztlich auch tödlicher Figuren die Mechanismen von deren Kreation und Anwendung.

Die Beiträge stellen Ergebnisse einer Tagung im Herbst 2003 in Weimar dar, die ihrerseits den Gegenpol zu den „Heldenfiguren“ des Sozialismus bilden sollte. Im Gegensatz zu Helden entwickeln Feindbilder eine ungleich explosivere Eigendynamik im Wechselspiel von professioneller Propaganda, partizipierender Bevölkerung und perpetuierten Anwendungszusammenhängen.

Diese Feindbilder „jenseits des Eisernen Vorhanges“ sollten legitimieren, integrieren und mobilisieren. Anhand ausgewählter Beispiele illustrieren die AutorInnen die Denk- und Gefühlswelt des „realen Sozialismus“, offerieren eine Innensicht in die eisigen Machtzentren des Kalten Krieges. Dieser reichhaltig bebilderte und aufwändig

gestaltete Band erlaubt beispielsweise durch den Beitrag von Monika Gibas aufschlussreiche Einblicke in das Feindbild „Bundesrepublik“ in der frühen DDR, als „Bonner Ultras“, „Kriegstreiber“ und „Schlotbarone“ kreiert wurden. Christoph Classen de-konstruiert das ambivalente Feindbild Faschismus als Gegnerkategorie in derselben DDR-Ära, Ingo Loose dechiffriert die Chiffre „1968“ im Kontext antisemitischer Feindbilder in Polen und Árpád von Klimó schließlich vergleicht „Habsburger“ und „Preußen“ als Feindkonstrukte in Ungarn resp. der DDR. Diese in gebotener Kürze zu nennenden Exempel verdeutlichen die Dimension dieses Forschungsfeldes, unterstreichen die Omnipräsenz von Propagamen – in Diktaturen wie deren Nachfolgestaaten.

Denn wie auch andere persuasive Kommunikationen wirken die Feindbilder in den seltensten Fällen direkt, mobilisieren nicht stante pede, sondern entwickeln ihre Wirkungsmacht im steten Wechselspiel zwischen Herrschern und Beherrschten, zwischen Propagandisten und „Plebs“. Und das über lange Zeiträume, über Generationen und Systeme hinweg.

Insgesamt offeriert Gries (in wechselnden Kooperationen) ein überaus gewinnendes Konzept, das an zahlreichen Phänomenen der (vergangenen wie gegenwärtigen) gesellschaftlichen Realität angewandt werden kann. Mythen, Klischees, Feindbilder – anhand dieser propagandistischen Narrative wird deutlich, welche Gestalt Propagame annehmen können; und wie diese über räumliche, zeitliche und politische Grenzlinien hinweg wirksam sind. Dem Plädoyer von Rainer Gries sei ein aufforderndes Plädoyer an die kommunikationshistorische Forschung hintangestellt: Der Blickwinkel wurde hier skizziert, das methodische Besteck liegt in der Schublade griffbereit, die Themen offerieren sich von selbst: Staatstragende Mythen (gerade in bedenklich anachronistischen „Gedenkjahren“), reaktivierte Archetypen als Werbe-Testimonials, vorurteilsbehaftete Slogans in politischer Werbung und nicht zuletzt das Geschäft mit der allüberall feilgebotenen Geschichte – dem Phänomen Propaganda kann mit dem hier vorgestellten Rüstzeug fortan besser beigegeben werden. Ein fruchtbares Forschungsfeld will bestellt werden!

Bernd Semrad

NEUERSCHEINUNG



Die Spirale des Schweigens.

Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft.

Der Band will erhellen, wie nach 1945 mit dem Erbe der NS-Zeitungswissenschaft in Deutschland und Österreich umgegangen wurde. Wie in anderen wissenschaftlichen Disziplinen verdeckten Jahrzehnte des Schweigens folgenreich personelle und inhaltliche Kontinuitäten, verhinderten die Remigration vertriebener ForscherInnen und behinderten die Modernisierung des Faches. Das noch junge Fach wurde durch die NS-Herrschaft in seiner vielfältigen Entwicklung jäh gebrochen, ab 1933 zunächst zu einer politischen Führungswissenschaft degradiert, danach zur Kriegswissenschaft. Willfähige Vollstrecker, junge Aufsteiger, angepasste Mitläufer und still Duldende benötigte dieses System.

Noch immer zeigen sich weiße Flecken in der Erkundung der „braunen“ Vergangenheit. Renommierete AutorInnen aus Deutschland, der Schweiz und Österreich stellen sich in diesem Buch brennenden Fragen nach Wurzeln der heutigen Kommunikationswissenschaft.

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 02Z033628 M

medien & zeit

A-1180 Wien, Postfach 442

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien